
DD
801
A31J1
v. 29


A 000 216 986 0
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

# JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

## VOGESEN-CLUBS

XXIX. JAHRGANG.

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)

1913





A 2157

# Inhalt.


Seite

I. Gedichte. 1. Ausblick vom Elsberg, 2. Vor den Drei-stein-Ruinen, 3. Abend in Salm, 4. Zur Einweihung des erweiterten Belchenhauses, 5. Wengernalp, 6. Schicksalslied, 7. Das Grab im Winkel, 8. Die Rache des Eros von Christian Schmitt; 9. Die Weiber von Rufach von O. Liebrich . . . . . . . . . . . . . . 1

II. Tagebuch Ludwig Spachs über seine erste italienische Reise 1825—1826. Zweiter Teil. Herausgegeben von O. Winckelmann . . . . . . . . . . . . 9

III. Vom Geschlechte der Waldner von Freundstein. Ein Beitrag zu seiner Geschichte von Eugen Ehretsmann-Mülhausen . . . . . . . . . . . . . . . 49

IV. Der Regierungsantritt des Bischofes Erasmus von Limburg in Rufach (1542) von Theobald Walter . 72

V. Ein Gesellschaftsspiel am Rappoltsteinischen Hofe des 16. Jahrhunderts von Ferdinand Mentz . . . . 78

VI. Ein Urfehdebrief von 1452 von Wilhelm Beemelmans . . . . . . . . . . . . . . . . . 87

VII. Uhlands Beziehungen zum Elsaß von Emil Wendling-Zabern . . . . . . . . . . . . . . . . . 91

VIII. Festspiel zu Ehren der heiligen Odilia (Legende und Lieder) von Dr. A. Reusch . . . . . . . . . . 128

IX. Kulturgeschichtliches aus dem vorrevolutionären Elsaß nach einem zeitgenössischen Reisebericht von Dr. Paul Levy . . . . . . . . . . . . . . . . . . 139

X. Sitzungsberichte . . . . . . . . . . . . . . 148

I.

# Gedichte.

Von

**Christian Schmitt.**

## 1. Ausblick vom Elsberg.

Wie so still und wie so klar
Liegt die Welt im Morgenschimmer!
An der Gipfel stolzer Schar
Schaut das Auge satt sich nimmer.

Tausend Wunder hält umhegt
Der getürmte Wald da droben.
Blau, mit lichtem Gold belegt,
Ist sein frisches Kleid gewoben.

Alter Trutzkraft freien Horst
Schützt der Mauerwall der Heiden,
Aufgebaut in Fels und Forst,
Wo sich Hang und Höhe scheiden.

Klänge toter Zeiten weckt
Jeder Schritt durch diese Hallen.
Schweigsam stehn und buschversteckt
Burgen, grau und halb zerfallen.

Drunten auch und drüben weit
Ragt Getrümmer, lang gebrochen,
Träumend von verklärter Zeit
Und von wetterdunkeln Wochen.

Aus Odiliens Kloster schallt
Lieblich der Gesang der Nonnen,
Und ein Zug von Betern wallt
Zum geweihten Pilgerbronnen.





Draußen wie ein Märchenbild
Ist das helle Land erschlossen.
Weich im Wind und zitternd mild
Kommt ein süßer Duft geflossen.

Bis zum Schwarzwald, bunt erblüht,
Dehnen Felder sich und Matten.
Drüber hin, von Glanz umsprüht,
Wandern leise Wolkenschatten.

Reiche Dörfer streift ihr Gang,
Bäche, die wie Silber fließen;
Auf den Rebenhügeln lang
Ruhn sie, bis sie sacht zerfließen.

Fern erblitzt der blanke Strom,
Leuchtend und verdeckt dann wieder.
Voll ins Licht hebt Erwins Dom
Seine feingefügten Glieder.

Heimat, o wie bist du schön!
Aller Gaben höchste Fülle
Sprießt dir auf in Tal und Höhn
Aus dem Schnee der Winterhülle.

Wie ich hier, von Lust entzückt,
Schon als Jüngling selig schweifte,
Grüßt dich, tiefer noch beglückt,
Nun der Mann, der ernst gereifte.

Und wie laut dich pries mein Herz
Froh bei schwärmendem Getriebe,
Blieb dir auch in Leid und Schmerz
Treu bewahrt die reinste Liebe.

---

## 2. Vor den Dreistein-Ruinen.

In schweigender Waldeinsamkeit,
Umzittert von Erinnrungsschauern,
Trotzfinster starren dunkle Mauern
Ins Dämmergrün der Maienzeit.

Ein Hauch noch von gestürzter Kraft,
Ein stilles, wunderstarkes Weben
Fließt aus dem Trümmerbau ins Leben,
Das in der Runde sprießt und schafft.

Wir stehn und staunen, und im herben,
Jungfrischen Duft, der uns umkreist,
Erkennt das Herz: Frei wirkt der Geist,
Und nichts, was groß einst war, kann sterben.

---

## 3. Abend in Salm.

Hinterm Grenzwall stumm verglüht
Ist des Tages letztes Leuchten.
Was am Pfadsaum grünt und blüht.
Will der Tau schon still befeuchten.

Sickernd leis im Mattenschoß
Rinnt der Grillen Lied zu Ende,
Und ein Schweigen, tief und groß,
Deckt das dämmernde Gelände.

Stern um Sternlein, flimmerweich,
Glänzt hervor am Himmel droben.
Ueberm Kirchhof, geisterbleich
Hat sich auch der Mond erhoben.

Weithin webt der blasse Schein
Um den Bergwall seine Schauer.
Hell aus schwarzem Felsgestein
Ragt des Schlosses Trümmermauer.

Stille rings. Nur fern im Grund
Tönt der Quellbach, buschverborgen,
Und sein Rauschen knüpft den Bund,
Der sich flicht vom Heut zum Morgen.

---

## 4. Zur Einweihung des erweiterten Belchenhauses.

Du freundlich Haus, wie deine Räume
Sich dehnen, wachse fort dein Lob!
Erfüllen sollen sich die Träume,
Mit denen Hoffnung dich umwob.

Im Lenzlicht und in Sommerblüten
Ein selig Kommen sei's und Gehn!
Als Schutzstatt sicher auch im Wüten
Durchstürmter Tage sollst du stehn!

Und wie sich hell die Lüfte klären
Um dich nach rauhem Wetterguß,
Soll Freudigkeit in dir gebären
Des Lebens schwindender Verdruß!

Laß heilend allen Schmerz genesen!
Und wenn dem Leib du Kraft verliehn,
Erneuert auch im tiefsten Wesen
Soll jeder Gast von dannen ziehn!

Den Müden, die auf ihren Wegen
Hier rasten, schenke reinstes Glück,
Und jeder lasse seinen Segen
Beim Scheiden dir als Dank zurück!

## 5. Wengernalp.

Schweigend hebt sich und gewaltig
Grat an Grat ins klare Blau.
Dauernd fest und kraftgestaltig
Steht der weißgetürmte Bau.

Grau geballte Nebel wuchten
In den Tälern, schwer und dicht,
Doch, entrückt den dunkeln Schluchten,
Alle Gipfel sind im Licht. —

Abbild seid ihr alles Hohen,
Das sich kühn dem Staub entringt,
Alles Großen, das kein Drohen
Finstrer Mächte niederzwingt.

Was sich auch entgegendränge
Seinem innern Trieb und Plan,
Sieghaft über Zwang und Enge
Macht der Geist sich frei die Bahn.

## 6. Schicksalslied.

Die Welle steigt, die Welle sinkt,
Bewegt jetzt, nun geglättet,
Bis fern sie, wo das Meer erblinkt,
Friedvoll sich eingebettet.

Bald stürmisch geht, bald wunderstill
Dahin auch unser Leben.
Süß tönt sein Lied, dann plötzlich schrill,
Daß Herz und Seele beben.

Doch komme, was da kommen muß!
Stark bleiben Geist und Hände.
Es hat auch unsrer Lose Fluß
Ein ruhsam Ziel und Ende.





## 7. Das Grab im Winkel.

Maiglanz liegt auf allen Grüften.
Die der Lenz mit Blumen deckt;
Eine Flut von Licht und Düften
Hat er um uns aufgeweckt.

Als ob strömend überquelle
Seiner Liebe Schöpferkraft,
Sammelt er an stiller Stelle
Seine ganze Meisterschaft.

Wegab liegt das Grab des Armen,
Das, gepflegter Pracht entrückt,
Nie mit suchendem Erbarmen
Eine fromme Seele schmückt.

Schon im Leben nachtverloren,
Tief im Dunkel mußte ziehn
Der Enterbte, der geboren
Nur zu Last und Leiden schien.

Fremd blieb ihm des Glücks Gebärde;
Schmerz und Kummer war sein Los.
Linde Tröstung in Beschwerde
Gab für ihn der Frühling bloß.

Blitzte nach des Winters Strenge
Warm herauf sein erster Strahl,
Frei und leicht aus dumpfer Enge
Trat der Alte jedesmal.

Reich auch ohne Habe wähnte
Sich die freudentwöhnte Brust,
Wenn das Herz verjüngt sich dehnte
Bei der allgemeinen Lust.

Groll und Finstermut versanken
In der Tage frischerm Lauf;
Ja, zum Loben gar und Danken
Schwang der Geist sich hoffend auf. —

Lang nun schläft der Sorgenmatte.
Aber sieh, der Freund, ihm wert,
Kommt, daß er dem Freund erstatte,
Was an Huld er hier entbehrt.

Nicht der Prunk, der stolze Mäler
Grell umglänzt, wird ihm gestreut,
Nein, die Zier, die schlicht der Täler
Und der Berge Bild erneut.

Reich dem Hügelrund beschieden,
Ehrt sie mehr als Kreuz und Stein,
Und in wundersamem Frieden
Ruht des Dulders müd Gebein.



## 8. Die Rache des Eros.

Auf Lemnos hämmernd vor dem Amboß stand
Der Gatte Kythereas, lichtumrötet,
Dem Eros schmiedend bei der Esse Brand
Die Pfeile, deren Schuß von herber Hand
Wehvolle Wunden bringt und oft auch tötet.

Die milde Zeugin dieses Werks, den Schmerz
Vorahnend, der geheim daraus entspränge,
Mit Honig dachte sie dem scharfen Erz
Die Kraft zu schwächen. Doch des Knaben Herz,
Das fühllos harte, sah's mit kalter Strenge.

In bittern Wermut tauchte trotzig ein
Die süß getränkten Spitzen er, sich freuend
Beim Funkenspiel und bei der Flamme Schein
Der neu geplanten Tücke, nicht die Pein
Und nicht die Klage seiner Opfer scheuend.

Da trat, heimkehrend aus dem Lärm der Schlacht,
Ares herzu, der starke Gott der Kriege,
Der nahm die leichten Waffen kaum in acht.
Die riesenhafte Lanze stieß mit Macht
Zum Gruß er nieder, strahlend noch vom Siege.

«Was plant ihr mit dem Tand?» So voller Hohn
Maß er die Bolzen flüchtig. «Welchem Wilde
Gilt dieser Flattereisen zwerghaft Drohn,
Und welche Beute wird des Schützen Lohn,
Der sie als Held versendet im Gefilde?»

Im Innern heiß beleidigt, zornerblaßt,
Griff Eros einen Pfeil und warf ihn schwingend
Zielsichern Auges in die Brust dem Gast,
Den jählings eine fremde Not erfaßt,
Wie Feuer Blut und Seele tief durchdringend.

Der Fiebernde, dem fast die Träne floß,
Litt ohne Hilfe. «Uebe Mitleid, Knabe!»
Bat er. «Befreie mich! Mit Recht verdroß
Dich mein Gespött. Ich fühle, dein Geschoß
Ist mächtiger, als ich's geachtet habe.»

Doch Eros sprach, und seiner Blicke Stich
Verdoppelte der Wunde Glut: «Geh, merke
Dir diesen Tag! Mitnichten lös' ich dich!
Erkenne, wer von uns, ob du, ob ich,
Ob Speer trifft oder Pfeil mit größrer Stärke!»





## 9. Die Weiber von Rufach.

Von

**O. Liebich.**

«Zu Hilfe, Väter, Mütter, Söhne,
Das Unerhörte ist geschehn.
Vernahmt Ihr nicht des Jammers Töne?
Soll unsre Ehr' zugrunde gehn?
Wo kann sich Unschuld noch verbergen,
Daß sie der Stadtvogt nicht erspürt?
Der Wüterich mit seinen Schergen
Hat mir die Tochter frech entführt.

Was heute furchtbar mich getroffen,
Droht morgen eurer Töchter Ehr'!
Was zagt ihr? Was ist noch zu hoffen?
Der Vogt soll's büßen! Auf, zur Wehr!» —
So ruft ein Weib durch Rufachs Gassen,
Vor Wut und Schmerzen außer sich.
Mit Leuten füllen sich die Straßen.
«Was gibts? Ist's möglich? Rede, sprich!»

Und Rache, Rache hört man schnauben.
«So schändet er das Osterfest!
Ihr Männer, nehmt die Eisenhauben,
Den Raub holt aus des Geiers Nest!
Die Greuel sind nicht mehr zu tragen.
Fahr' hin, Geduld, das Maß ist voll!
Zum Himmel schreien unsre Klagen.
Des Kaisers Vogt treibt es zu toll.

Der König hört uns nicht in Hulden.
Gerechte Notwehr ist erlaubt,
Und Freveltat darf er nicht dulden.» —
Die Männer schüttelten das Haupt.
«Habt ihr Vernunft? Ihr seid von Sinnen!»
So ruft man warnend. «Haltet ein!
Ihr schwatzt wie Weiber. Schnell von hinnen!
Wo's brennt, wirft man nicht Stroh hinein!

Was kann die schwache Kraft der Bürger
Denn gegen Macht und Mauerwall?
Gereizt zeigt furchtbar sich der Würger,
Und unser Tod wird euer Fall.
Wir vor dem Throne Recht bekommen?
Der Kaiser zürnt Er hat im Streit
Dem Bischof unsre Stadt genommen.
Wir standen auf des Hirten Seit'!



Drum will der Vogt uns baß belehren.
Schützt uns der Krummstab vor dem Aar?
Wenn wir die Krone klüglich ehren,
Dann krümmt der Schloßherr uns kein Haar.»
Da geht's wie Sturm durch alle Frauen:
«O über Männerfeigheit Schmach!
Reißt keiner vor des Tigers Klauen
Das Opfer aus dem Lustgemach?

Dann sollen Rufachs Frauen zeigen:
Das Weib gilt mehr noch als ein Mann.
Herr Vogt, nun tanzt mit uns den Reigen!
Jetzt geht das Osterfiedeln an.»
Die Männer stehn in Scham und Schäumen:
«Dann lieber tot als ganz entehrt.
Nichtswürdig wär es länger säumen.
Für Manneswert das blanke Schwert!»

Dumpf grollend wälzt das Ungewitter
Sich zu der Burg. Hei, wie das blitzt!
Mordio! Heraus ihr Knechte, Ritter,
Die ihr bei Wein und Spiele sitzt!
Die Wächter schreckensblaß entweichen,
Und in die Feste strömt der Schwarm.
Die Mauern dröhnen von den Streichen,
Der Schloßhof dampft vom Blute warm.

Hier lernen Weiber zaglos schlachten,
Auch mancher Heldin Auge brach.
Die Bürger tobten, Schilde krachten:
Nur sacht, wir stehen euch nicht nach!
Umsonst durchspäht man rings die Menge:
Der Vogt, er floh beizeit vermummt.
Nicht eher ruht das Kampfgedränge.
Als bis der letzte Feind verstummt.

Wen führt man dort aus hohem Saale?
O Mutterherz, dein Kind blieb rein.
Was glänzt so herrlich im Portale?
Hell strahlt der Kaiserkrone Stein.
Schlecht wahrt man hier die Reichskleinode!
Jetzt zu dem Dome geht der Zug.
Laut jubelt Sieg man überm Tode.
Voran die Maid den Kronreif trug.

Und wie sie in die Kirche treten,
Die Frauen links, die Männer rechts,
Zu knie'n und im Gestühl zu beten,
Wie's Brauch ist jeglichen Geschlechts,
Da hört man aus der Frauen Mitte:
«Wir griffen an, durch uns nur ging's;
Drum ändern wir hinfort die Sitte:
Die Frauen rechts, die Männer links!»

---

II.

# Tagebuch Ludwig Spachs

## über seine erste italienische Reise 1825—1826.

Zweiter Teil[1].

Herausgegeben von

**O. Winckelmann.**

### Rom.

18. X bre [1825].

Vorgestern 16. X bre in der Farnesina. Die erste Galerie ist bekanntlich mit Freskogemählden Raphaels und seiner Schüler an der Decke verziert; zwey große Vierecke, länglicht, bilden die Mitte derselben; das eine stellt Venus in der Götterversammlung vor, welche sich über Amorn, der ohne der Mutter Erlaubniß Psyche liebte, beklagt. Jupiter hört aufmerksam zu; Cupido ohne Pfeil und Bogen vertheidigt sich an der Göttertafel. Das zweite Viereck enthält die Hochzeit Cupidos und Psyches. Es ist in der That eine Hochzeit im Himmel, so froh und glücklich und blendend schön sind all diese Gestalten. Die Grazien gießen Wohlgerüche über die Neuvermählten; Ganimed bietet dem Jupiter den Kelch. — In zehn Gemählden,

---

[1] Der erste Teil ist im Jahrgang 26 (1910) S. 340—397 abgedruckt. In meiner dortigen Vorbemerkung habe ich schon mitgeteilt, daß Spachs Aufzeichnungen vom 22. Oktober bis 18. Dezember 1825 eine Lücke enthalten, so daß wir über seine Reise von Florenz nach Rom und die erste Zeit seines dortigen Aufenthalts nichts erfahren. Die hier benutzte Handschrift ist großen Teils sehr flüchtig und manchmal kaum zu entziffern. Irrtümer in der Wiedergabe, besonders von Namen, sind daher nicht ausgeschlossen.

welche über den Pilastern der Halle in Dreyecken angebracht sind, mögen wohl die lieblichsten aller Bilder, aber auch die üppigsten, enthalten seyn. Ich habe sie genau untersucht und mich überall in Venus vergafft: ein wahres göttliches Weib. 1. Venus zeigt dem Cupido die Psyche, in der Absicht, er möge sie verwunden. 2. Cupido wird selbst in sie verliebt und stellt sie den drey Grazien vor. 3. Venus beklagt sich bey Juno und Ceres. 4. Venus eilt auf dem Taubenwagen vor Jupiters Thron; leichthin fliegen die Tauben und der Wagen rollt aetherisch fort; voran schwebt ein herrlicher Engel. 5. Venus bittet Jupiter, Psyche zu strafen. Unaussprechliche Anmuth im Gesicht der Bittenden und ihrer verführerischen Stellung. Jupiter hört en bon homme zu. 6. Merkur fliegt fort mit dem Gebot Jupiters. 7. Psyche, von drey Genien getragen, hält die Schminke Proserpinas in Händen. 8. Psyche bietet ihn der Venus an. 9. Jupiter erlaubt die Heirath. 10. Mercur bringt Psyche in den Himmel. — Die 14 Gemählde in den Bogen des Gewölbes stellen die verschiedenen Genien der Liebe vor. Carlo Maratta hat die Farbe des Grundes zu grell wieder hergestellt.

Im zweiten Saale ist Raphaels berühmte Galatea. Sie steht auf einem Muschelwagen, den Delphine ziehen; eine Nereide voraus; eine, von einem Triton kräftig umschlungen, hinten nach. Einige nehmen dies Gemählde für eine Venus anadyomene. Es hat mich weniger ergriffen, als die des ersten Saals, obgleich die Göttin unachahmlich schön und lieblich ist.

Polyphem, von Sebastian del Piombo gemahlt, von Albano hergestellt, klagt sein Leid dem Meere. Er ist gerade in dem Viereck neben Galatea gemahlt, kräftig, wie es einem Schüler Michelangelos ziemte. Diese und viel andere Freskogemählde, die ich nicht durchsehen, sind an der Wand hin angebracht. An der Decke ist die Geschichte der Medusa und Diana von Stieren gezogen; Peruzzi der Mahler. Ich wußte nicht, warum mich das Bild so anzog, und sehe in Lanzi[1], daß er beynahe an Raphael reicht und überdies großer Architekt war.

Merkwürdig ist der Kopf Alexanders des Großen in einer Bogenwölbung des Saals, von Michelangelo in der Anwesenheit Raphaels mit Kohle hingezeichnet. Kräftig und grandios; ein wahrer, kernhafter Hinwurf und geistreicher Vorwurf; die feinste Kritik, die ein Nebenbuhler anbringen konnte. So ist das Genie selbst in seinen unedlen Affekten groß.

Die Gärten der Farnesina sind mit Orangen bedeckt und

[1] Luigi Lanzi hat 1792 eine Geschichte der italienischen Malerei geschrieben.



versetzten mich beym schönen Sonnenschein einen Augenblick nach Neapel. — Von hier gieng ich nach San Pietro in Montorio, um die Geißlung wieder zu bewundern. Ein St. Paul von Vasari; Statuen St. Peters und Pauls von Daniel di Volterra. Die Passionsgeschichte von einem Flamänder etc. Merkwürdig und niedlich ist der kleine Tempel im Klosterhof, den Bramante nach dem Modell der alten Tempel baute. Er ist rund und perypterisch; mit 16 dorischen Kolonnen geschmückt; über dem Karnies ist ein Attikus (?) mit einer eleganten Kuppel.

Abends machte ich wieder einen Spatziergang im Mondschein ins Kolysäum. Die Schildwache rief mich von weitem schon an; ich trat in Unterhandlung mit ihm, und er ließ mich in den imposanten Raum. So schön hatte ich das Amphitheater noch nicht beleuchtet gesehn; der Mond stand schräg und ließ den nördlichen Theil des Cirkels in imposantem Dunkel; der andre hob sich um so schroffer empor; blendend blickte der Himmel durch die Fensterwölbungen und die Sterne glühten rein über dem Haupt. Es trat ein Fremder herein und lief rasch nach der entgegengesetzten Seite. Seine Tritte verhallten. Ich kehrte stumm und mißmuthig zurück. Nach solchen Scenen fühle ich immer doppelt mein Nichts, das durch die gepreßte Lage noch zunimmt.

Gestern Samstag, den 17. Dezember.

Wieder recht dumm und planlos oder vielmehr mit falsch überdachtem Plan, gieng ich an den ponte di quattro capi, durch das ghetto degli Ebrei, die alle in ihren Feyerkleidern den Sabbat hielten; es glichen die engen schmutzigen Straßen mit ihren Bewohnern völlig den Scenen, die man in Winzenheim und andern Dörfern unsers Elsasses so oft sieht.

Drauf vom Tempel der Vesta an ausgehend, wo der ponte rotto mahlerisch in seinen Trümmern sich zeigt, wollte ich dem ehemaligen recinto des Servius Tullius, Nibbys[1] mura di Roma in der Hand, folgen; aber ich verirrte mich bald in den vielfach sich kreuzenden Straßen, und als ich über den Capitolinischen Berg und Trajans forum auf Monte Cavallo gekommen war, gab ich die Sache auf und lief wieder zurück über das forum auf den Palatinischen Berg. Hier besah ich flüchtig die Kirche von Sankt Bonaventuri, und von hier auf

[1] Antonio Nibby, den Spach auch persönlich kennen lernte, war damals Professor der Archäologie an der Universität in Rom. Er hat allerlei über die römischen Altertümer geschrieben, 1839 auch eine vollständige Beschreibung der Stadt in 2 Bänden verfaßt.

den mons Aventinus, um den Eindruck zu wiederhohlen, den ich wenig Tage nach meiner Ankunft in jenen Vignen empfunden. Was in der That sonderbar ist, ich erkannte jene Gegend nicht, obgleich ich den Berg in allen Richtungen durchstrich und bey der Kirche St. Prisca, St. Sabina und dem Priorat und St. Alexius durchkam. Alle waren geschlossen; keine Seele weit und breit; in einer einsamen Vigne hinter der Kirche Santa Prisca bellte mich der Hund von innen an und verkündete allein, daß lebendige Bewohner hier seyen. Hin und wieder, wo Rebmauern oder Haag es gestatteten, genoß ich der schönen Aussichten auf den Palatin, das Capitol und südlich gegen die Berge. Es bleibt mir gewiß ein geisterartiger Eindruck von diesen einsamen Spaziergängen, wo die Einöde an eine Völkerstadt gränzt, und ich will es über mich zu gewinnen suchen, nicht alle Pfade geographisch zu durchstreifen, um den nebelhaften Flor der Ungewißheit über meinen Erinnerungen schweben zu lassen.

Wie das erstemal, stieg ich bey Santa Maria in Cosmedin herab und betrat die Kirche (templum Pudicitiae patriciae).

Der Portikus ist mit vier Granitsäulen geschmückt; unter denselben eine Maske in Stein, welche zur Oeffnung einer Kloake gedient zu haben scheint; das Volk nennt sie bocca della verità, weil der Mund der Fratze sich zuschloß, wenn ein Eidbrüchiger seine Hand hineinlegte. Das Innere der Kirche ist niedlich; ein Fußboden von Serpentin, Porphyr und andern schönen Marmorarten. Von den Säulen sind noch zehn antik; vier Granitsäulen tragen den Baldachin des Hochaltars; auch die Ambones nehmen hier ihre Stelle ein; die Kirche gleicht überhaupt in der Form völlig den alten christlichen Basiliken (vid. St. Thoman).

In antiquarischer Hinsicht streiten ihr einige die Bestimmung als Tempel ab und machen eine Schola Cassii daraus, oder eine Schola Graecorum (vide . . .[1]). Das ließ ich gut seyn und suchte mit Nibby die Lage der drey Straßen zu bestimmen, welche von hier zu den drey Thoren des Servius Tullius hinaus gegen das Campo Marzo führten: die Porta flumentalis bey Ponte Rotto, Triumphalis in der Straße, die gegen piazza Montanara führt, und Carmentalis diejenige beym vicolo della Buffala. Ich durchstreifte sie in mehreren Richtungen, bekam dadurch wieder die chiesa Santa Galla, San Nicolo in carcere etc. zu sehn, und kehrte durch meist unbekannte Quartiere in die Sapienza.

[1] Der hier stehende Name ist unleserlich.



Sonntag, 18. December.

Den Morgen in Skt. Peter, wo die Beatifikation eines vor 30 Jahren verstorbenen Kapuziners statthaben sollte. Vorläufig zu erinnern ist, daß zwey Grade von Seligsprechung stattfinden: Beatifikation, wozu drey Wunder erforderlich, Sanktifikation fünf. Die Ceremonie der ersten kostet 18 000 scudi, die zweite ich glaube fünfmal mehr.

Die Kanonen von der Engelsburg donnerten herab, während ich über die Brücke gieng, und verkündeten, daß der erste Aktus begonnen und der Vorhang vor dem Bilde des neuen Heiligen weggezogen seye. Ich beschleunigte meine Schritte; gegen der Kirche zu strömte der Pilger und Karossen Menge; hoch über dem mittleren Portal schwebte ein Gemählde, eine Scene aus des Heiligen Leben vorstellend. Ich las mit Mühe seinen Namen: Angelus ab atrio. In der Kirche selbst sah ich im dunklen Chor unzählige Lichtkränze, die aus der Ferne sich ungemein blendend und magisch zeigten. Ich drängte mich mit vieler Mühe durch, traf meine Familie an, nachdem ich lang wie ein Kreisel in der plumpen Masse, die sich nicht wie die Pariser zu schicken weiß, herumgedrängt worden war. Kaum hörte ich den feyerlichen Chorgesang, der von gedämpften Orgeltönen begleitet aus der Tiefe der Tribüne herübertönte; kaum sah ich die Gemählde, welche von unzähligen Kerzen beglänzet, die Wunderthaten des fra Angelus verkündeten; sein Bild selbst schwebte in Wolken im Hintergrund. Wie mitleidig muß die Seele dieses Mannes, der, ich will es glauben, ein recht tugendhaftes, christliches Leben geführt, wie mitleidig muß sie auf diesen irdischen, heuchlerischen Pomp herunterblicken!

Der Pabst sollte sein Gebet in der Kirche verrichten; mit ziemlicher Frechheit drang ich bis zu einem Schweizer vor, der an der Balustrade des Chors Wache hielt, und sagte ihm deutsch: es seye hier ein franz. Gr[af], Verwandter des Gesandten, welcher in die Tribüne wolle. Er gab mir den Weg an, den ich einschlagen müßte. Gehen Sie nur links, unter dem Orchester sind wieder Schweizerwachen, die werden Sie überall durchlassen. Es gelang. Da stand ich nun unter der aristokratischen Menge; der Prinz von Luna und Piombino, ein schöner junger Mann, stand neben uns an; Kapuziner, deren Fest heute sayn mußte, trippelten umher; junge Diplomaten schielten nach den Damen in den Balkons; in der Mitte des Chors standen Betstühle; einzelne Kardinäle kamen herbey; ein greiser Mann unter andern, den seine Bedienten mit Mühe unterstützten. Auf einmal wird es stille, Hausoffiziere des Vati-



cans, Bediente, Priester steigen herauf und verteilen sich auf beyden Seiten der Tribüne; Leo XII. selbst, ziemlich schnell gehend, folgt ihnen; bleich, aber schöne Züge und schöne große Gestalt. Er kniete ungefähr 10 Minuten lang in der Mitte der Tribüne, 30 Schritte vom Altar entfernt, nieder; der ganze Hofstaat, die Masse der Kardinäle und Bischöfe, alles mit, in ehrfurchtsvoller Stille. In derselben Ordnung entfernten sie sich wieder. Ich hatte den Pabst, mithin das moderne christl. Rom gesehen und blieb ein verstockter Sünder, ungerührt.

Einen Brief für meine guten Eltern trug ich auf die Post, vergebens einen von ihnen erwartend. Das Innere des Pantheons besah ich mit vielem Genusse wieder und gieng in den acht Nischen umher, die Kolonnen in der Nähe betrachtend. Jede dieser aediculae hat deren drey; vier Nischen sind noch mit den antiken Säulen von giallo antico geziert; zwey andere Nischen mit porphyrenen; zwey andere endlich mit granitenen. Eleganter und größer sind die 14 Kolonnen, welche die innere Rotonde umgeben; acht sind gelb, sechs violett. Grandioser als alles bleibt der Portikus mit seinen 16 korinthischen Säulen. Die acht der Facade sind von orientalischem weiß und schwarzem Granit; die übrigen von rothem Granit. Das pronaon hinter dem porticus wird von vier antae oder Marmorpilastern gebildet, mit zwey Zwischenpilastern und Nischen, wo Augusti und Agrippas Statuen sich befanden; in der Mitte befindet sich der kleine Raum, auf den Seiten mit vier Pilastern geziert, welcher zu der Pforte führt.

Das wäre summarisch die materielle Ansicht des Pantheons; aber die Größe des moralischen Eindrucks zu schildern, bleibt weit hinter jeder Beschreibung. Mit Nibby besuchten wir den Coelius[1].

Wir besuchten praktisch einige Stellen den nachfolgenden Sonntag. Nibby traf ich auf dem Forum an und sprach mit ihm.

Bey San Gregorio versammelte man sich und gieng in das Kloster San Giovanni e Paolo, nachdem der Professor zuerst an der Pforte einige Ueberreste des opus imperfectum erklärt hatte. Im Inneren sind große Arkaden aus Travertin, von derselben Bauart wie das Kolysäum, und unter den Gärten ungeheure Lathomien oder unterirdische Gänge, wo vielleicht die ergastula oder Sklavenbehälter waren. Die Fackeln und Lichter, getragen von einer großen Zahl von Jünglingen, die sich im finstern Raum drängten und verwirrt hin und

---

[1] Die hier folgenden archäologischen Notizen über den Mons Coelius sind ausgelassen. Sie suchen den Inhalt eines Nibby'schen Vortrags kurz wiederzugeben.

wieder schrieen, die pittoresk gewundenen Felsenbogen, das leise herabträufelnde Wasser, das Unheimliche des ganzen Aufenthalts möchten und hätten zu andrer Zeit poetische Ideen in mir rege gemacht.

Im Garten schweifte mein Auge aus den dunkeln Gängen von Luinen hinüber auf das Colyse und den Palatin, die beyde in trüben Abendduft sich verschleyerten und jubelnd begrüßte ich die Palme, welche hinter dem Kloster majestätisch ihre Blätterkrone hebt. Unter dem Bogen des Dolabella und Silanus hin, an der Navicella vorbey, führte uns der Professor in die Kirche von San Stefano Rotonda. Dämmerung hüllte die Hallen, als wir in dem schönen Runde unter den 56 antiken Granitkolonnen hinwandelten. Die Tageszeit war günstig, denn es verschwand dadurch das ungleiche der Säulen.

Montag 19. December.

Ich mußte, meinen Geist endlich zu befriedigen, mir auf dem Papier den Plan des Vaticans zeichnen, wie die Säle des Musaeums auf einander folgen, in welche Höhe sie stoßen, in welchem Stockwerk sie liegen; nun da die Lokalität bestimmt ist, werde ich viel ruhiger genießen; das Gedächtniß wird einen sichern Haltpunkt haben. Es ist mir mit diesen unzähligen Statuen bisher gegangen, wie einem, der in einer Hauptstadt anlangt, ohne den Plan zu kennen, und durch ihre labyrinthischen Straßen geht. Er trifft Kirchen, Palläste, Springquellen, öffentliche Plätze; aber ist er vorüber, weiß er nicht, in welcher Richtung dies alles zu finden seye; so kann er, ists nur im geringsten ein geregelter Kopf, durchaus nicht mit sich zufrieden bleiben. Er hat nur zur Hälfte gesehn.

Diesmal fieng ich mit dem Museo Pio-Clementino an: Ich bin die Treppe hinaufgestiegen und finde im ersten der drey vor mir liegenden Säle den Sarkophag des L[ucius] Scipio Barbatus und den Torso. Im zweyten schöne Fragmente, eine Tasse aus antikem Marmor und ein Anemoskop. Im dritten «Meleager», ich möchte ihn beynahe der Diana oder dem Antinous zur Seite stellen.

Aus dem mittleren Saale betritt man einen achteckigen Hof, der ehemals Belvedere hieß, und mit einem Portikus und vier Nischen umgeben ist. Hier ist das Sanctuarium, wie die Tribune zu Florenz. Die Heroen begrüßte ich als alte Bekannte; rechts in der Nische Canovas Meisterwerk, seinen Perseus, seine pugillatores; Antinous, Laocoon, Apoll und in den dazwischenliegenden Portici unzählige liebliche basreliefs, die theils auf Sarkophagen, theils in der Mauer sich befinden. So



Bachus' und Ariadnes erste Zusammenkunft; eine Tempelfacade mit halboffener Thüre; ein Zusammenleben der Tritonen und Nereiden, wovon jede Figur Wollust und Liebe haucht. Eine Menge von kostbaren Säulen und Badwannen aus Granit füllt diese schönen Räume aus. An dem Saal der Thiere blieb ich stehn.

Dienstags, den 20. December 1825.

Schlechten Wetters halber blieb ich, glaub ich, zu Hause und las Giraud's Komödien. L'ajo nell imbarazzo (vid. aux variétés «le précepteur dans l'embarras»), Don Desiderio, La conversazione al bujo lasen sich ganz leicht weg und geben mir einen vortheilhaften Begriff von diesem Verfasser. Es ist sehr viel Natur im Dialog, alles aber oberflächlich.

Was von Goethes Reise nach Italien sagen?

Daß ich sie verschlungen, daß ich immer mehr einsehe, was dieser Mann ist! alles so bestimmt fühlend, immer den Nagel auf den Kopf treffend, und doch ist nichts frappant, ist alles so leicht hingeworfen, wie man im Fluge auf Reisen hinsudelt. Ich fühle schon das Weh der Erinnerung, wenn ich jetzt von Venedig höre oder lese; wir wirds seyn, wenn ich Italien verlassen werde?

Abends im Mondschein an St. Peter, wo mich doch einmal wieder die Muse kümmerlich besuchte.

Mittwochs, den 21. December 1825.

Auf den Kursus im Kolysäum bereitete ich mich vor und konnte doch nichts verstehn, weil das Gedränge zu groß war; gerade die Hauptpunkte der Bauart, z. B., wo das podium, wo die drey Logenreihen aufhörten, gerade diese bleiben im Dunkel für mich. Das opus spicarium, welches an Härte dem Marmor gleichkommt, sah ich heute zum erstenmal auf dem Fußboden des Corridors, aber würde ich's vor einem anderen, z. B. signinum, erkennen? — So bleibt all mein Wissen Stückwerk und ich muß täglich mehr die Nullität meiner Person innewerden. So hat Rom doch einen Nutzen mir gebracht.

Donnerstag 22.

Die Weynachtsfeyer naht mit mächtigem Schritt; schon werden die Tribünen errichtet, um die Schließung der h[eiligen] Mauer den Damen bequemer zu zeigen; karmesinrother Sammt schmückt die Pfeiler unter dem Portikus von Skt. Peter; in der Stadt selbst ist ein Gedränge, ein Getöse von Pilgern, die noch herbeyeilen, um der letzten Segenstage theilhaftig zu

werden. Auf dem Musäum wurde ich heute von einer Bildsäule zur andern hingedrängt, so fluthete das Volk; im Saal der Thiere besonders war das Gedränge groß, und mancher Bauer fragte mich gutmütig: «Signore, che questa bestia?» — nannte ich ihnen drauf einen fremdartigen Namen, z. B. das Krokodill, den Seekrebs, so lächelten sie und wiederholten denselben ihren Weibern und Kindern, die gaffend herumstanden.

Etwas freyeren Raum gewann ich im eigentlichen Musäum der Statuen, welches hinten an den Thiersaal und den kleinen Belvederhof stößt, mithin den nordöstlichsten Theil des Musäums und Vaticans ausmacht. Aus dem Fenster ist die Aussicht auf den Monte Mario höchst lieblich und ich ermangele nie dort zu verweilen. Das Kabinett der Masken, wo die hockende Venus, und der Balkon waren geschlossen, aber im offenen Saale war die Erndte reich genug. Der Torso eines Cupidos; eine sitzende Frau, etrurischer Styl; ein Satyr, der eine Nymphe herzt, eine der lieblichsten Gruppen; die Amazone (v. Mattei); Juno; eine Urania; Posydippos mit einer Gegenstatue, beyde sitzend; man hieß sie ehemals Marius und Sylla; die kolossale Statue Jupiters; eine Livia betend; Prometheus, in bas-relief; Porcia und Cato, zwey der schönsten Büsten des Vaticans; die Frau legt ihre Hand auf des Mannes Schulter, so liebend, so zärtlich; ein verwundeter Adonis; eine aus dem Bade steigende Venus; eine Danaide, mit einer Wasserschaale in der Hand; Cleopatra, am Ende des Saales, dem obengenannten Jupiter gegenüber.

Der Musensaal ist am Boden mit alter Musaik, in der Wölbung mit Gemählden von Conca, im Umfang mit 16 antiken Kolonnen geschmückt; Hermen, welche meist Köpfe tragen, umgeben die im Cirkel herumstehenden Musen, alles einnehmende, schöne Gestalten. Apollo Cytharoeda thront hehr und herrlich unter ihnen.

Im runden Saal steht mitten auf dem schönen Musaikfußboden die porphyrne Urne und im Umkreis kolossale Götter- und Kaiserstatuen. Der Gesamtanblick ist hier schöner als das Détail.

Des Abends in wahrer Frühlingswärme auf den Monte Pincio; ein bleiches Mondlicht beleuchtete die Stadt, die ich theilweis erblickte; an Trinita del monte vorbey schlug ich die Straßen ein, welche gegen Monte Cavallo führen. In einer Kirche waren Reliquien oder das h. Sakrament ausgestellt; zwey Lampen vor dem Portal und Kutschen an der Straße ziehen mich an. Ich betrat die stille, einfache Rotonde, und hätte auch beten sollen. Die Pferdebändiger füllen, wie Goethe

sagt, die Seele ganz, aber noch mehr bey Mondschein. Am foro Trajans vorbey eilte ich aufs andre; aber auch dieser Eindruck fängt an zu erlöschen und schwach zu werden.

Freitags 23.

Nibby sprach über die Thermen des Titus. Auf dem Vatican ist die Bibliothek schon geschlossen. Ich möchte noch in der Zeit leben, wo die Nähe der Vakanzen mir so freudig vorkam. Wie ist jetzt doch alles gleichgültig geworden.

Doktor A . . . kam nach Frühstück zu mir; sein kranker Zögling hatte den Paß verloren, und wir giengen auf die französische Gesandtschaft und die Polizey. Im Rückweg überfiel mich einer jener heftigen Platzregen, die man nur in Rom kennt, und zwang mich bey einem Bäcker (fornaro) unterzustehen, und endlich einen Mann mit einem Regenschirm zu nehmen. So verschwört sich alles, mich zum Zeitverlust zu zwingen.

23. Abends.

Und Gesundheitsverlust. Von der Minerva kommend, wurde ich in fürchterlichen Regen zum zweitenmal gebracht, und kam elend nach Hause. Nichts, das elendeste auf der Welt, kann ich nicht mehr vollenden; so eben fange ich Nabucco, eine italienische Tragödie, an; sie wird mir zurückbegehrt; das andre lass' ich selber liegen. Der Graf wird nach Sicilien gehn, wie ich so eben erfahre, und wir sollen am Ufer (?) liegen; das grämt mich unausstehlich. O! Freyheit und Unabhängigkeit von pekuniärer Rücksicht, und gewiß, ich würde gesunden und würde arbeiten und würde glücklicher. Es fängt an, mich zu beunruhigen, keine Nachricht von Hause zu haben.

So mag denn dieser Tag als ein schönes Denkmal des ἑαυτοντιμωρουμενος[1] stehn.

Samstag, der Schluß der h[eiligen] Mauer. Die Vorhalle von Skt. Peter war mit rothbehängten Tribünen und einem Thronhimmel für den Pabst geschmückt; drey Stunden wartete ich im Gedränge, und als die Ceremonie vor sich gieng, die Kanonici und Kardinäle vor dem h[eiligen] Vater her ihre Sitze einnahmen, all die Gesänge ertönten und die kriegerische Musik erschallte, sah ich nichts und hörte nur dumpf herüberschallende Akkorde. Um mich her sah es aus wie eine Komödie; man drängte sich, schalt, schrie: i capelli, Signori, wie in der Oper. Als ich aus der Kirche trat, stieg

[1] «Selbstpeiniger», vgl. Jahrbuch 1910 S. 344 A. 1.



der Mond hinter der Kollonade empor, eine ungeheure Menschenmasse fluthete umher und konnte doch den Platz nicht füllen. Aber ich war krank und gieng ungerührt vom großen Anblick nach Haus. Die Funktionen der Nacht hörte ich in meinem Bette wachend an; Karossengetös im Wirtshof und Glocken in der Stadt verkündeten mir sie.

Sonntags 25. December. Weihnachten.

Die päbstliche Benediktion, urbi et orbi, wurde vom Altan über der Skt. Petersfacade herab ertheilt. Ein schöner Sonnentag verherrlichte die Ceremonie, welche etwas grandioses, rührendes hat, das ich nur dumpf in mich aufnehmen konnte. Alles fällt auf die Knie, wenn der Pabst unter einem glänzenden Baldachin auf dem Altan in der Mitte seiner Kardinäle erscheint und die Hände zum väterlichen Segen emporhebt. Ich sah ihn nur undeutlich; . . . [1] sagte mir, er sehe fürchterlich bleich aus.

Nachmittags in der Villa Borghese; ich war nicht traurig, aber ich nagte an mir selbst. Der Kontrast ist schneidend zwischen dieser heitern lächelnden Umgebung, diesem Grün, das dem Winter trotzt, diesen Pinien, die lustig in die Höhe steigen, und einem Gemüth, das überall die Folgen schwerer Schuld mit sich schleift.

Montags.

Ich habe diese Tage nothdürftig in Lanzi[2] fortgefahren und behalte nichts. Ein geschwächtes Gedächtnis zeigt mir, daß ich von jetzt an ins lecke Faß der Danaiden schöpfen werde.

Mittwochs, 28.

Mit Nibby in den Thermen des Titus und den Sette Sale, die ehemals als Cisternen dienten. Um dazu zu kommen, drangen bey 60 junge wilde Leute über Haag und Mauer, durch Gemüse und Wiesen. Der Eigenthümer schimpfte heftig und verweigerte das Geld, das ihm Nibby zur Entschädigung anbot. Wenn der Käufer eines solchen Grundstücks nicht beym Ankauf sich verpflichtet, jedermann zu den Räumen durchzulassen, so ist es eine evidente Ungerechtigkeit, wenn auch tausendmal der Signor Tesoriere den Befehl dazu ertheilt, durch angebautes Land dermaßen durchzudringen. Ich war krank, konnte nicht dazu kommen, den Plan zu sehn, welchen

[1] Unleserlicher Name.
[2] Lanzi, Geschichte der ital. Malerei.



der Professor zeigte, und verstand nur soviel, daß der untere Saal der Thermen ein Theil der domus aurea war, welche Titus als Substruktion benutzte. Von den obern eigentlichen Bädern besteht wenig; man erkennt den halbzirkelförmigen Platz, wo das Theater war und die Spiele gegeben wurden; einige Ruinen von Sälen deuten hier und da das ungeheuer ausgedehnte Gebäude an. — Im unteren Theil hingegen sind die lieblichen Freskogemählde, welche Raphaël benutzte; die Farben noch so frisch und hell als die der Logen, obgleich in feuchten, unterirdischen Gewölben. Man besieht sie an der hohen Decke mit emporgehaltenen Wachslichtern. Viele derselben stellen landwirthschaftliche Geräte, Blumen und dergleichen gar zierlich vor. In einem dieser Säle ist im Grund eine perspektivische Kolonnade meisterhaft angemahlt; die ganze Versammlung stieß nur einen Schrey des Erstaunens aus. Daß Laocoon hier gefunden, ist falsch; Nibby glaubt nah bey S. Maria Maggiore.

Mein Fieber mehrte sich in dem feuchten Keller; ich kam höchst mißmuthig nach Haus.

Gestern mit Forsyth[1] in der Hand das Pantheon und Skt. Peter betrachtet. Die Vesper in der Hauptkirche waren ziemlich mager; aber die Hallen und die Kuppel auch ohne Musik sind immer einen Gang werth. Forsyth beschreibt, wie man beschreiben muß, ohne einförmig und langweilig zu werden; und meist sind seine architektonischen Bemerkungen treffend und wahr. Er, Goethe, Frau von Stael haben mich durch wenige kernhaft hingeworfne Aeußerungen mehr gelehrt als Fea und . . .[2].

Abends.

Aristodem von Monti[3], auf den ich durch Goethe etwas mehr aufmerksam gemacht worden, ist freilich eine kernhaft, elegant geschriebene Tragödie, aber sie läßt kalt. Der Styl ist so hinreißend schön, daß ich laut lesen mußte.

Mit Einkauf von Büchern und Kupferstichen für Neujahrsgeschenke brachte ich den Tag hin. Im Buchladen sah ich Pinellis[4] erstes Werk, die Sitten des Volks in Rom und den

---

[1] Joseph Forsyth, Remarks on antiquities . . . in Italy. Erste Ausgabe 1813

[2] Carlo Fea, Discrizione di Roma. 1822. Der folgende korrigierte Name ist unleserlich.

[3] Vincenzo Monti (1754—1827), ital. Dichter.

[4] Es handelt sich um Bartolomeo Pinelli (1781—1835), den ausgezeichneten Zeichner und Kupferstecher.

Umgebungen; alles charakteristische Bilder, voll Ausdruck und Kraft; Gruppen, wie man sie an jeder Straßenecke hier antrifft; spielende Buben auf Trinita del monte; andre, welche die Mora ausstrecken und schreyen, andre, die in den Guckkasten sehn; der Kapuziener im Colyse (vielleicht weniger gut als andre gerathen), Räuberfamilien, Hirten, Wascherinnen, Reliquienkuß, Serenaden, Eremit in Frascati und eine Dame, die ihm das Almosen giebt, Pinelli selbst an der Pyramide des Cestius . . . hier endet Alles . . .;[1] wie er sich in der Zeichnung zu Dantes Inferno vorangesetzt, mit den Teufeln, die ihn inspiriren, an seiner Seite.

Wie groß war diesen Abend der Obelisk auf Trinita del monte im Mondschein. Ich stellte mich hart an den Piedestal und schaute hinauf; er schien droben zu verschwimmen. Rom lag halb erhellt unter mir; der Mond war noch nicht hoch genug gestiegen, und die Schatten der Häuser auf Monte Pincio projektirten sich bis in die Gegend des Corsos; jenseits war alles glänzend hell, besonders die Hügel in Transtevere und außerhalb der Monte Mario. Vor Villa Medicis rauschte der Springquell unter den Luinenalleen, und obgleich der Nordwind den Himmel reinigte, konnte man diesen Abend immer noch einem unsrer schönsten März oder Oktoberabende in der Temperatur gleichstellen. O mein Bruder! meine Gedanken alle waren für ihn! —

29. Dezember.

Auf dem Kapitol, im Saal des sterbenden Gladiators und der Venus. In dieser letzteren ist kein Ideal, aber so sind die wahren Formen des Leibes — das sagte mir ein Franzose, der mit mir zu sprechen anfing, als ich im Saal des Faunen vor der wollüstigen Leda stand; der Schwan schließt sich eng an sie; einen Fuß stellt sie auf einen Stein, um besser genießen zu können; eine Hand drückt das Göttertier fest an ihre Scham, die andre hält den Mantel empor, um sich schamhaft damit zu verhüllen; das Gesicht schwimmt im Genuß. Auch vor dem bas-relief Endymions blieb ich wieder; vor Flora fühlte ich nur reine Gedanken; unter Antinous ist ein Cippus mit einer Inschrift, die ich abzuschreiben anfieng, als mich der Custode unterbrach und auf das gedruckte Verbot verwieß. Psyche und Amor umarmen sich eher noch kindlich, es sind Hirten, wie Geßner sie schnäbelnd mahlt. Antinous als egyptische Gottheit will mir nicht gefallen.

---

[1] Keine Lücke! Die Punktierung entspricht dem Manuskript.

Die Amazonen im großen Saal der Bronzestatuen sind göttliche Weiber. Auch in der Vorhalle steht ein Gladiator, kernhaft und schön; er ist im Begriff zu unterliegen, und schaut grimmig in die Höhe. Ein Amor spannt den Bogen gar lieblich und knabenhaft.

In der Gemähldegallerie: Guercins Petronilla, mit schönen Gestalten, aber vor allem der Raub Europas von Paul Veronese. Er folgt würdig auf Leda und Venus. Die schöne Königstochter zaudert, sich auf den galanten Stier zu setzen; er leckt ihr die Füße und schmiegt sich unter die schöne Last. Der Busen des Mädchens ist schleyerfrey; eine göttliche Büste. Ich hatte genug, und gieng auf dem Forum langsam spatzieren, bekannte Stellen wiedersuchend; so den arcum Jani quadrifr; ich betrat noch einige nicht gesehene Kirchen, Sta. Maria Liberatrice bey der Graecostasis, und die von San Gregorio in Velabro; ihr Inneres ist mit antiken Granit- und Marmorkolonnen geschmückt; die Gemählde der Tribüne sind von Giotto (1300). Die Kirche selbst hat ein sehr pittoreskes, altertümliches Ansehn.

Auf dem Aventin brachte ich den Abend zu und fand die Kirche von Santa Saba wieder, mit jenen Wegen, die mir schon bey meinem ersten Spatziergang (3. Nov.) so aufgefallen. Die Aussicht von San Saba ist in der That einzig; aber wie ganz anders kam sie mir jetzt vor, als da noch das ungewisse Helldunkel darüberschwebte, als die ferne Stadtmauer für mich wie eine Wasserleitung aussah, die Villa Mattei mit ihren Bosketten zauberisch herüberblickte, Caracallas Thermen mir wie Trümmer einer Stadt vorkamen . . . Das ist nun zerstöhrt; aber dafür habe ich Gewißheit. Glänzend beleuchtete die Sonne Albanos Berge, welche die Landschaft schließen; wie wahr ist nicht Goethes Bemerkung, daß man in Rom nur das Auge aufzuthun braucht, um eine völlige Landschaft zu sehn; überall Palläste, Trümmer, Hütten, Felder, Bäume wie ineinander gemischt, daß der kleinste Punkt gleich ein Gemählde bildet.

Adersbach hat mich diesen Abend auf manches nicht Gesehene aufmerksam gemacht; jetzt erst wird mir angst und bang vor allem, was noch übrig bleibt. Wie Vieles werde ich nicht gesehen zurücklassen und einst traurig auf die schlecht benutzte Zeit zurücksehen.

Mittwoch, 4. Jenner 1826.

Vergangnen Freitag besuchte ich mit A[dersbach] die Thermen Diokletians. Die Gräber Salvator Rosas und Carlo Marattas sind auf beyden Seiten des Haupteingangs zur Kirche

S. Maria degli Angioli. Nah beym Hauptaltar: St. Sebastian von Domenichino; nur die Figuren im Vordergrund sind schön und gefällig; die bizarre . . .[1] verdirbt nun einmal den Eindruck. Gegenüber die Taufe Christi von Carlo Maratta; es ist ein heitrer Meister. Bianchinis Meridian erklärte man mir; er besteht aus einem schrägen, durch abgesonderte Platten bezeichneten Streif, der von einem Fenster gerade um Mittag das Licht empfangen muß; je nachdem die Tage sich verlängern oder verkürzern, steht die Sonne auf diesen länglichten Platten entweder dem Fenster näher oder ferner; im Augenblick, wo wir die Kirche besuchten, trafen ihre Strahlen natürlich den entferntesten Theil.

Das Kloster der Karthäuser, welches hinten an die Kirche stößt, besuchten wir des von Michelangelo erbauten Kreuzgangs halber, der aus 100 Säulen in einem Viereck besteht; in der Mitte des dazwischenliegenden Gartens stehen noch drey Cypressen hochgrünend und eine zersplitterte; sie rühren aus der Zeit des großen Meisters her.

Neben der Kirche außerhalb sieht man noch beträchtliche Ueberreste eines Calidariums.

In der Villa Albani. Es ist hier wie überall in Rom: eine Verschwendung in Statuen, Gemählden, Säulen, eine Pracht, wie man sich dieselbe in Feenmärchen träumt. Vor allem schwebte Winkelmans Name mir vor und ich betrat diese Stelle wie ein Heiligthum. Die Gärten sind in altfränkischem Geschmack; wir durchliefen sie rasch; die Gebäude bestehn aus einem Casino mit Seitenflügeln; gegenüber liegt ein niedliches Kaffeehaus, welches durch Parterre und Orangenbäume vom Hauptgebäude getrennt wird.

Ueber dem Portikus der Villa sind Büsten und Statuen der Imperatoren, Heroen und Götter; drey besonders schöne Kariatiden; Venusbilder und eine Juno, nicht grießgram, wie man sie gewöhnlich sieht; frisch, jugendlich, aetherisch einherschwebend, eine wahre Götterkönigin.

Auf der Stiege ist eine Roma triumphans in bas-relief und eine antike Mahlerey, zwey Weiber vorstellend, welche dem Mars opfern; eine kolossale Maske von rosso antico. Man betritt zuerst einen ovalen Saal, drauf mehrere Zimmer mit Landschaften; mit kleineren Bildsäulen, einem bas-relief, den ruhenden Herkules vorstellend; dem berühmten Antinous in basrelief; die große Gallerie, deren Decke Mengs gemahlt: Apollo unter den Musen.

Unten eine lange Gallerie mit Hermen; drauf in vielen

[1] Unleserliches Wort.



Zimmern alter Mosaikfußboden, eine alte Mahlerey, eine Landschaft mit sehr viel Perspektive vorstellend; eine Marmortasse von sieben Fuß im Durchschnitt mit den Thaten des Hercules in basrelief ringsherum, unzähliger Statuen nicht zu gedenken.

Das caffeehouse ist mit 26 Marmorkolonnen geziert; 22 Büsten, 22 Hermen, 12 Statuen etc. Das Innere selbst strotzt von Reichthum; viele Mosaikgemählde; eines, das eine alte Schule vorstellt. Unter dem Portikus notirte ich mir die Aussicht, kalter Worte mich bedienend, wo einige Striche Zeichnung zehnmal mehr ausrichten würden. Man sieht:

«Die villa mit ihren Flügelgebäuden, ihrem Portikus, den Säulen abwechselnd mit Pilastern bilden; eine Fensterreihe drüber mit Pilastern bildet den ersten Stock; flache Terrasse und Balustrade krönen. Auf beyden Seiten der villa sind Boskette von Luinen; rechts ein kleines Casino von Cypressen umgeben und vor mir die Gewächshäuser und Parterre.

Im Heimweg in Thorwaldsens Werkstätte.

Man glaubt in der That in ein antikes Musäum zu treten. Da steht sein Christus mit den Aposteln, in die Hauptkirche von Copenhagen bestimmt; Poniatowskis Pferd in Thon, an dem er selbst wirklich arbeitete; es kömmt nach Warschau; mehrere Venus, lieblich und reizend; was ist vollends von den Basreliefs zu sagen; da ist wahrlich kein Unterschied zwischen den antiken; sein Triumphzug Alexanders, für Sommariva bestimmt, ziert in Gyps die ganze Länge der ungeheuren Säle; Amor und Anacreon, völlig die reizende Ode in ihrem Hauptmomente darstellend; Anacreon trocknet den Amor ab; dieser schaut gutherzig drein und drückt heimtückisch mit der einen Hand den Pfeil ins Herz des Alten; die andre Hand wärmt sich heuchlerisch über dem Feuer.

Samstag endete ich das Jahr mit einem Besuch auf Monte Testacco; die Aussicht auf den gegenüberliegenden Aventin mit seinen schön gelegnen Kirchen, Vignen und antiken Substruktionen, auf dem entferntern Janiculus das zerstörte St. Paul, die Campagna, die Berge, das alles ist göttlich. Mit Mühe hielt ichs wenig Minuten im heftigen Wind dort oben aus; lief rasch an den unten liegenden Weinkellern vorbey, grüßte flüchtig die Pyramiden und gieng unten an der Stelle der Caiushöhle vorbey nach St. Maria in Cosmedin. Die alte Maske (bocca della verita) fand ich in der Vorhalle und im Innern der Kirche ergötzte ich mich an dem schön eingelegten Fußboden, der aus Serpentin, Porphyr etc. besteht.

Auf dem Aventin war ich an den Kirchen Santa Sabina, San Alessio und Santa Maria del Priorato vorbeygegangen und hatte bey der letztern die göttliche Aussicht auf einen großen



Theil der schönbeleuchteten Stadt genossen (Porto di Ripa grande zeigt sich ausnehmend schön von hier aus) und war neben dem Bastion von Paul III. herunter gegen den Scherbenberg gekommen.

In der Kirche Ara Coeli hoffte ich eine funzione mit Musik zu treffen; es war nichts; aber ich hatte der Musik auch genug gehabt. In San Silvester hatte man um 10 Uhr den heiligen Tag gefeyert; die Kirche war theatralisch mit rothen, weißen, blauen Vorhängen und Gold- und Silberfranzen dekorirt; die Musik völlig weltlich und sinnlich, obgleich man das credo sang; alles stieß sich hin und her, ohne Ordnung, ohne Andacht; eine Messe folgte der andern in den verschiedenen Kapellen, während die Instrumente immerfort musizirten. Ich gieng ungerührt und unergriffen hinaus; die Töne hatten blos dem Ohre, die Farben nur dem Auge geschmeichelt.

Im Pallast Bradilli hatte ein Künstler auf der Violine sich Freitag abends hören lassen; recht brav; die Töne verloren sich in den feinsten Schwingungen, wie reiner Opferduft in der Höhe verschwebt; ich saß in einer Ecke und verlor mich in eitlen aber doch reinen Träumen, was in der Kirche nicht immer der Fall war.

Um Mitternacht verkündeten die Glocken den Uebergang, es war mir so gleichgültig noch nie vorgekommen.

Sontags, 1. Jenner.

Bey göttlichem Wetter die Villa Pamphili besucht; unter den Lorberen und Pinien gelustwandelt und von dort nach St. Peter; der Weg führte mich zwischen den Vignen bis an die Porta Cavalleggieri: der feyerliche Glockenklang rief zur Vesper; ich war bewegt von tausend Erinnerungen und hörte nicht ohne Rührung die Gesänge an. Im Fortgehn hörte ich einen Priester unter einer Bogenwölbung eine Art extemporirte Predigt halten; ich kam blos zum Ende, wo er seinen Zuhörern ausdrücklich anbefahl, nichts zu thun, nichts zu sprechen, was sie mehr noch vom Thron Gottes entfernen könne; es zieme, sagte er, diese Betrachtung dem ersten Tage des Jahres, dessen Ende wir nicht alle sehn.

Montags, 2. Jenner.

Im Vatican besuchte ich den Saal des Kreuzes, wo die zwey porphyrnen Sarkophage der hl. Helena und Constanzia stehen, und in der Mitte ein Musaikfußboden, das Brustbild der Minerva vorstellend, die man in der Rufinella zu Tusculum fand; zwölf Statuen zieren den Umkreis dieses Saals, worunter

eine Kopie der Venus von Gnidos, und ein Apollo Palatinus, in lyrischem (?) Kostüm; sechs Sphynxe ruhen müde in diesem Bezirk und am Fuß der Treppe, welche zu dem Saal der Biga führt, liegt der majestätische Koloß, der Tigris, dessen Haupt Michelangelo restaurirte; und ihm gegenüber der Nil. Im Saal der schönen Biga stehn rings im Kreis der Sardanapal, Perseus, die zwey Discoboloi; oben an der Stiege Hercules, die Kinder des Hippocoon tödtend, in Basrelief.

Durch die sechs Säle der Miscellaneen, die zwischen dem giardino della Pigna und dem großen päbstlichen Garten hinlaufen, flüchtig. Egyptische Idolen, Diana Ephesiana, Cippen, Vasen, Dreyfüße und Tassen, ein Baddiener, ein junger Nero mit der bulla auf seiner Brust, Bachus, der Ariadne findet (basrelief), füllen sie. — Die Galerie der Kandelaber (auch noch am giardino della Pigna) besteht aus drey Sälen, faßte sechs Kandelaber im ersten, vier im zweiten, zwey im dritten und unzählige neuere Vasen. Die geographische Gallerie gränzt an den Cortile di Belvedere, ebenso die arrazzi, unter Leo X. nach Raphaels Zeichnung verfertigt. Sie füllen vier Säle; auf Treu und Glauben muß man sie als schön annehmen; ich finde nun einmal in den grellen Farben, den beynah viereckigen Gestalten nichts angenehmes; nur die Komposition Raphaels schimmert durch, und diese ist denn wirklich in vielem meisterhaft; so in Paul vor dem Areopag, in Ananias, in der Anbetung der Könige, der Himmelfahrt etc.

Des Abends im Theater della Valle, wo die Eröffnung stattfand. Höchst sonderbar muß dem Fremden dies Verschränken der verschiedenen Stücke vorkommen, so daß mit dem 1. Akt der Komödie begonnen, dem 1 der Oper fortgefahren wird etc. La pastorella feudataria mit Musik von Vanni (?) hat nichts erträgliches als die Rolle eines buffo, der meisterhaft spielt. Die Komödie ist unter aller Kritik für Komposition; so trocken, so flach, und doch noch zehnmal besser, als das Theater Pallacorda, wo ich den folgenden Tag ein Melodrama sah; die seyn sollenden rührenden Stellen waren gerade diejenigen, welche das Lachen hervorriefen; es ist aber auch unbegreiflich, wie solche Stücke und solche Schauspieler geduldet werden.

Dienstag, 10ten Jenner.

Im Lauf der vergangenen Woche mehrere Ausflüge mit Adersbach. Ich glaube, Dienstag 3. bey Koch[1], die Zeichnungen zu den Fresken gesehen, welche er nach Dante in Villa Massimi mahlt; diese und sein historisches Gemählde von Andreas

[1] Joseph Anton Koch (1768—1839).



Hofer gefielen mir weniger als seine Schweizerlandschaft: Der Schmadribach. Noch in keinem Gemählde habe ich den Eindruck jener göttlichen Gegenden so wiedergegeben gesehn; Rohden[1] giebt ihm im Grandiosen der Komposition vieles nach. Wie ungeheuer hoch thürmt sich die Landschaft im engen Raume des Tuches auf; unten Feld- und Waldnacht, Wiesengrün, Strom, Wasserfall zwischen Felsen her; weiter hinauf ödere Gegend, in dritter Linie Eisfelder und oben die hochthronende Jungfrau, und das alles so harmonisch in einander verschmolzen, so schön idealisirt.

Im palazzo Rospigliosi ist Guidos Aurora, eines der berühmtesten Deckengemählde Roms. In zwey Nebensälen noch viel beträchtliche Gemählde der ersten Meister, Andromeda von Guido; Samson, der den Tempel zusammenwirft, von Ludovico Carracci; David und Goliath von Dominichino; mehrere Gemählde von Rubens, meist Portrait, die mir eine ganz andre Idee von diesem Meister gaben, den ich bisher nur aus geschmacklosen allegorischen Arbeiten kannte. — Vor diesen Sälen ist ein kleiner lieblicher Garten, den wir beym heitersten Sonnenlicht sahen; daß Rospigliosi auf die Thermen Constantins gebaut, ist nicht zu vergessen.

Palazzo Doria Pamphili. Mag wohl eine der schönsten Gallerien und Palläste Roms seyn. Die Reihenfolge der Zimmer ist königlich und würde für Haushaltung eines Hofes nicht zu gering seyn. Ein großer Hof, ein Viereck bildend, und von hohen Portikus umgeben, empfängt beym Eintritt auf der Seite des Corsos. Auch ein großer Theil der Gallerie läuft oben um den Hof herum. Unzählige Landschaften von Gasparo Poussin; Agar von Caravagio, die Kreuzabnahme von Vasari, Cains Mordthat von Salvator, viele Meisterwerke von Guido, Guercino und Titian; eine Kopie der nozze Aldobrandini von Poussin; viele flamändische Gemählde; ein Weib, welches Flöhe sucht, von Gherardo delle Notti; die Königin Johanna von Arragon (Leonard da Vinci).

In der Kirche Santa Maria Sopra Minerva die Gräber Leo X. und Clemens VII. von Bacio Bandinelli; und Michelangelos Christus neben dem Chor; er hält ein Kreuz in der Hand und ist in der bekannten Manier Michelangelos, die Milizia[2] so herb tadelt. Dieses Bild nennt er einen manigoldo. Hierbey bemerke ich, wie Forsyth[3] den Milizia so hübsch aus- und abschrieb.

---

[1] Johann Martin v. Rohden (1778—1868).

[2] Franz Milizia, ital. Kunsthistoriker u. Architekt, † 1798.

[3] Vgl. oben S. 20 Anm. 1.



Montag, 23. Jenner.

Massenweis hohle ich nach, was Krankheit und Mißmuth mich täglich zu schreiben verhindern. Von den verdrießlichen Scenen im Anfang Jenners mit den Bedienten habe ich die Ueberzeugung erhalten, daß ein Lehrer nur in einer falschen Lage sich befinde, er mag sich kehren wohin und wie er auch wolle . . .[1]

In Hinsicht der Studien dieser drey Wochen belaufen sie sich auf Nibbys treffliches Viaggio antiquario, welches mir die Umgebung Roms in den Kopf prägt, auf . . . .[2], Agrikult und eine Reise nach Italien, Forsyths zu sehr absprechende Schilderungen, den 12 ten Band Goethes, wo er das Karnaval beschreibt. Immer mehr lerne ich die einfache Größe, die Würde dieses Mannes schätzen. Welche Klarheit! welche Wahrheit!

Byrons prophecy of Dante, hier an Ort und Stelle gelesen, ist eindrucksreich. In Hinsicht der genossenen Vergnügen füllten die beyden Bälle bey Torlonia (9. Jenner) und der Gesandtschaft (11 ten) den größten Platz aus. Sie kosteten mich Gesundheit, der Prellerey des Juden im Ghetto nicht zu gedenken. Vom 12 ten Jenner bis zum 20 ten genoß ich keine frohe Stunde. Ich saß in meinem unangenehmen Zimmer und litt vor Krankheit und meinen Umgebungen, kaum fähig zu lesen und zu denken. Das ist Rom für mich geworden!!

Die Theater della Valle und Tordinone unterdeß einigemal besucht. Ersteres mit seinen faden Komödien, letzteres mit seinem schlechten Balett sind unerträglich. Mariani nur hat Zaubertöne unter ihrem Gebot; als sie sang «il ciel per me s'apri», glaubte ich wirklich den Himmel offen zu sehn. Sie ist häßlich, aber man vergißts bey solchen Flötenlauten.

Sgricci[3] habe ich einstweilen (21. und 23. Jenner) beym Frühstück gesehen, bis die zweite Improvisation mir ihn in seinem Glanze zeigen wird. Eine äußerst günstige Idee habe ich nicht von ihm erhalten. Er ist absprechend und scheint mir gerade nicht gemüthreich. Die Art, wie er vom deutschen

---

[1] Die hier folgenden Aufzeichnungen auf Grund von Nibbys Vorlesungen habe ich fortgelassen. Vgl. Nibby, Roma, parte II (1839).

[2] Unleserlicher Name.

[3] Thomas Sgricci, ausgezeichneter Improvisator und Schauspieler, geb. 1789. Vgl. A. Vitagliano, Storia della poesia estemporanea (1905) p. 144. Ferner Volpi in Rassegna nazionale 1897. Vol. II. (Gütige Mitteilung des Herrn Lektor Debenedetti in Straßburg.)

Theater sprach, zeigt einen Charlatan an. Es ist übrigens unmöglich, alles zu wissen, und schon so muß er ein ungeheures Gedächtniß und große Geistesgegenwart besitzen. Er sprach von Colmar, das ihm nicht gefällt, von seinem eignen Talent, mit Wahrheit und Einfachheit. Wenn ich improvisire, sagt er, so entfernt sich meine Umgebung von mir, ich sehe wie durch einen Schleyer, was um mich her liegt. Ueber ital. Theater beklagt er sich mit Recht; Schuhmacher sind ihre Akteurs. Ueber sein Kostüm gab er den ganz natürlichen Grund, daß eine Halsbinde ihn in der Deklamation hindern würde. Sein Gesicht ist schön, aber doch unter meiner Erwartung.

Von Kirchen besuchte ich, obgleich krank, mehrere, die . . . . . kirche[1], wo ich einen Sermon anhörte, die Fresken Dominichinos in della Valle, die St. Ignaziuskirche etc. Die Benediktion der Thiere in Skt. Antonius ließ ich springen.

Rom, den 22. Jenner 1825.

Den Morgen brachte ich in Camuccinis Gallerie zu; eine göttliche Landschaft von Poussin; eine Kopie der heiligen Familie Raphaels von Giulio Romano, mehrere liebliche Garofalos, Gemählde der ersten Manier Raphaels, manches von ferraresischen und bolognesischen Mahlern, so z. B. Esther vor Aßverus von Guercino; Johannes in der Wüste von Dominichino, eine Susanne von Carracci, die mir eckelhaft vorkam; hl. Familien von Parmigianino, Magdalena von Corregio, der ähnlich, welche bey Torlonia, Kreuzigung von Guido Reni, mehrere Portraits aus der venitianischen Schule bilden diese kleine liebliche Gallerie. Alles ist geschmackvoll eingerichtet und meist gut beleuchtet.

Nibby sprach in der Sapienza über die 9te Region . . .

Eben komme ich von einem jener Mondspatziergänge zurück, die, wie ich hoffe, mir als unauslöschliches Gemählde von Rom nachfolgen werden. Ueber das Forum hin war die Scheibe noch von Wolken umringt und in Halbdunkel standen die Triumphbögen da. Dieser Eindruck ist immer neu und immer groß. Die Fortuna und die drey Säulen des Jup[iter] Tonans sind so swelt, so groß in der Nacht und vollends das Kolysäum. Heute bellte mich ein Hund aus dem Innern her an, verhinderte mich hineinzugehn. An den äußern gigantesken Arkaden herum in die Straße San Giovanni. Bald verlieren sich die Häuser; an Menschen ist ohnedem nicht zu denken; pittoresk liegt Quattro Coronati rechts auf der Höhe; ich komme gegen den Obelisken hin, diese Seite von St. Johann mit dem Baptisterium stand im Schatten; aber welche Scene als ich gegen die Scala Sancta

[1] Unleserlich.



kam! Die ewige Lampe schien blendend von oben aus der Kapelle herab und flimmerte seltsam in der unbestimmten Höhe. Die Facade von St. Johann selbst war mir nie so großartig erschienen; nie hatte ich diese Pilaster, diese Balustrade, diese Statuen so riesenhaft gefunden. Die weißliche Farbe des Travertins schickt sich auch ganz trefflich zum Mondenstrahl und scheint seine Kraft zu verdoppeln. Während ich unter dem Triclinium stand, um mich vor Nordwind etwas zu schützen und freyer auf die Campagna zu sehn, enthüllte sich die Scheibe völlig, die Berge von Albanos sahen traurig hinter den Stadtmauern her; wie eine Wüste lag die Campagna da; eine breite, weite Stille, von nichts unterbrochen; völlig das Bild des Todes, der Eindruck der Vernichtung, wie er dieser Gegend ziemt. Wie viel große Gräber liegen da vor mir, und wie geisterhaft schwebte das Licht drüber hin, kaum die Wasserleitung des Claudius andeutend, alles vergessend, was aus der Römerzeit herrührt, aber St. Johann, die vergoldeten Bilder des Tricliniums blendend hervorhebend. «Nur der Lebende hat Recht.»

Gegen St. Maria Maggiore hin, auf der ungeheuren langen Straße durch die Vignen hin, begegnete mir nur ein schnell daherrasendes Kabriolet mit einem Kurier; der Hufschlag des galoppierenden Pferds tönte noch bis ans Thor von St. Johann zu mir; bei St. Maria war ich zu ermüdet, um noch eines ferneren Eindrucks fähig gewesen zu seyn; auf piazza di Spagna begegnete mir eine Guittarre, und so kam ich zurück. Wie werde ich mich selbst einst um diese göttlichen Spaziergänge beneiden, die bei weitem nicht genug Keime in mir aufwecken und noch weniger Blumen bringen.

Heute habe ich meinen Eltern zurückgeschrieben und vermutlich meinem Leben eine andre Wendung gegeben.

Montag, 23 ten.

Im Braccio nuovo des Museo Chiaramonti ist die Minerva Medica, ehemals Giustiniani, welche Goethe in seiner Reise so sehr erhebt. Ich schämte mich, so oft schon daran vorbeygegangen zu seyn, ohne die Augen emporgehoben zu haben. Die Musaik auf dem Fußboden ist meist vom Tor Marancia vor der Porta San Sebastiano. Unter den Kaisern erkenne ich Trajan und Hadrian.

Die Stanze Raphaels wären nun einmal durchsehn. In der Sala di Costantino die Schlacht gegen Maxenzius, die Kreuzerscheinung, die Taufe, die Uebergabe Roms. Im 2 ten Saal Attila von St. Leo angehalten, Heliodors Strafe, St. Peters Befreyung aus dem Gefängniß, das Wunder zu Bolsena.



In dem 3 ten Saal della Segnatura die Schule Athens, die Disputation über das hl. Sakrament, der Mons Parnassus und die Jurisprudenz. Julius II. mit den Decretalien; Justinian, welcher dem Tribonian die Depesche überreicht, an der Wölbung. —

Im 4 ten Saal Incendio del Borgo, der Sieg Leo IV. über die Sarazenen bey Ostia; die Krönung Karl des Großen von Leo III.; die Rechtfertigung Leo III. — Die Decke dieses Zimmers ist von Perugino gemahlt. Das wäre ein Skelett von diesen ungeheuer reichen Gemählden. Sie gleichen einem Foliobande, woraus viele schöpfen ohne ihren Raub zu gestehn.

Mit Fieber bin ich zurückgekehrt, wie denn das nicht anders im Vatican seyn kann. Nichtsdestoweniger, nachdem ich des Abends mit meinem Buben die drey Theater Valle, Pace und Pallacorda vergebens aufgesucht, auf piazza Navona die Volksmassen aus dem . . . .[1] strömen sah, Kapuziner unter einem Marienbilde in der Nähe singen hörte, ging ich nach Tordinone, vergebens eine Stunde auf Adersbach im Foyer wartend, wo das bunte Gewühl von ankommenden, sprechenden, durchlaufenden Akteurs mich den Zugwind nicht vergessen ließ und der Betrug im Kaffeehaus mir den Abend verdarb. Das Gefrorne fängt an eine unselige Leidenschaft für mich zu werden und Geld und Zeit zu rauben. Ich war verstimmt für die göttliche Scene auf San Onofrio und der Kollonade Berninis, wo ich die Säulen geometrisch abmaß. — Der erste Plan im . . . auf San Onofrio ist doch göttlich. Diese ruhigen Gärten, ziemlich grün, gaben mir völlig das Bild einer unserer schönen Herbstnächte im September; ich sah stumm und gegen mich selbst ergrimmt hinab. Vor drey oder vier Jahren hätte ich hier Bogen voll geschrieben, und nicht blos Worte! —

Dienstag, 24.

In Schadows Werkstätte; Achill, welcher den Leichnam der Penthesilea vertheidigt, die Spinnerin, mehrere Basreliefs von Wolf, Schüler Schadows; z. B. Fauns Wettstreit mit Apoll. Es liegt sehr viel Schalkheit im Gesicht des Fauns; er pfeift wirklich. — Man muß der Schule Thorwaldsens ihr Verdienst nicht nehmen wollen; es sind köstliche Arbeiten. So Teneranis Venus, welcher Amor einen Dorn auszieht. Eines der schönsten Venusbilder mit ganz neuer Stellung. Sie wehrt dem Amor sacht ab, ihn zurückzudrücken suchend, und doch giebt sie den Fuß hin, um die Schmerzen loszuwerden.

[1] Unleserlicher Name.



Alvarez, der spanische Bildhauer, hat prächtige, muskulöse Arbeiten, etwas die Anatomie Michelangelos nachahmend. —

Zu Skt. Johann hinaus und durch Vignen ins Thal des Caffarella, in göttlich warmem Wetter. Einige Ruinen, vielleicht von Landhäusern, vielleicht von Gräbern, liegen auf dem Hügelabhang links. Wir setzten über den Almon, besuchten Egeria, Bachus, Aediculus; ich lief allein zurück. Der Eindruck der Gegend um Rom ist immer einzig, ergreifend. Diese Oede, dieses Todte sagt alles. Der reine Himmel scheint zu spotten.

25. Jenner, Mittwoch, durch Sta. Maria Maggiore in fürchterlichem Nordwind, an St. Bibiana vorbey, Sixtus' Wasserleitung, welche an mehreren Orten rinnet, vorbey, zum Thor hinaus und auf der Labicanischen Straße bis an Tor Pignatara fort. Der Weg geht meist zwischen Mauern; rechts die Wasserleitung des Claudius, die mir als eine der schönsten und ergreifendsten Erscheinungen in der Campagne vorkömmt. Es sind hier auch Trümmer in der Wüste . . . Bey Torre di St. Elena fragte ich ein kleines Kind um den Namen; es wußte ihn nicht. Ehe dies Gebäude in Ruin, muß es ziemlich dem Capo di Bove geglichen haben. Die Zerstöhrung ist wie beym Coliseum auf der einen Seite; ein Drittel der . . . förmigen Mauer steht noch beynahe ganz; in der Mitte ist ein Kirchlein mit Pfarrerwohnung eingekleckst (?) und ein hohes Thor durch die Mauer gebrochen, vermuthlich aus der Zeit, wo dieser Thurm als Festung diente.

Heute abend auf des Ambassadors Ball, krank, wie immer durch Unmäßigkeit, und mit mir selbst unzufrieden.

Mittwochs.

Ich kehre mit B. zu Fuße soeben durch den mondhellen Corso zurück. Der Ball glich dem vorigen; ich bin so gedankenleer schon lange nicht gewesen. Heute hatte die Exekution eines Jungen von 18 Jahren statt, welcher einen Prelaten ermordet. Man schlug ihn mit einer Keule aufs Haupt, dann wurde er in vier Stücke zerhauen. Wenn das nicht eine Rückkehr zum Mittelalter ist ! ! — Und das auf dem Platze, wo das Karnaval stattfindet. — Ich habe der Thiereinsegnung in der St. Antoniuskirche nicht beigewohnt. Der Priester, welcher mit Wasser besprengte, soll selber tüchtig gelacht haben. Pferde sind mit Bändern aufgestutzt, und schöne Bäurinnen dazu. — Auch die Ceremonie in Skt. Agnese habe ich verfehlt, wo die h[eiligen] Lämmer am Altar gemetzelt werden, um Wolle für den Kardinalsrock zu liefern. Die Opfer der Juden und Heiden !



Im Rückweg von der Caffarella kam ich gestern nach St. Cesareo, einer der ältesten Kirchen Roms. Vor dem Hochaltar sind die gewöhnlichen beyden Ambone; alter Mosaik ziert die Tribüne; die Kirche hat ein eigenthümliches, sehr einfaches Ansehn.

26. Jenner.

Mit Nibby soeben auf dem Palatin . . . .[1]

Freitag 27. Jenner, Nachts 12.

Ich komme aus dem Theater Torre Argentina, wo Tomaso Sgricci soeben improvisirte. Er hatte das Parterre durch langes Warten verstimmt und wurde kalt und ironisch empfangen: Am Eingang des Parterres (platea) stand die Urne, wohinein die Titel der zu improvisirenden Poesien und Tragödien geworfen wurden. Als Vorlauf zu der lyrischen Improvisation waren recht dumme, nichtssagende Gegenstände aufgeschrieben, und unter diesen noch das erträglichste herausgezogen, Astolfs Reise in den Mond, mit Angabe des Sylbenmaßes, worin man es verlangte. Sgricci schien piquiert und erklärte, er mache sich nicht anheischig, das gegebene Sylbenmaß zu befolgen, sondern lasse sich von seiner Inspiration allein leiten. Er führte, nach kurzem Nachdenken, den Gegenstand in schönen Phrasen aus, aber von eigentlich poetischem Sinn und Auffassen war wenig zu finden; eine Phraseologie, eine rhetorische Amplifikation war das Ganze, und die Vergleichung am Ende ausgenommen, (welche mir übrigens vorbereitet schien, so genau war ihr Styl,) hätte ich ihm das übrige geschenkt. Er verglich nehmlich Roland, nachdem er seinen Verstand wieder empfängt, mit dem Reisenden, der in den Alpen durch Nebelduft reist und nichts sieht, wenn aber diese sich zerstreuen, mit freyem Blick durch jene Wunderwelt schweift.

Eine Unzahl von Tragödientiteln, einer widerlicher und absurder als der andre, lag in der Urne. Es wurde Labia herausgezogen.

Sgricci begehrt, man solle ihm andre Interlokutoren geben, als die vor Dank (?) kaum angedeuteten, und da hatte er ganz Recht; nur ein Esel, der nicht weiß, was Tragödien sind, konnte diesen Gegenstand wählen. Man zog Ajax, und nun entstand ein schauerlicher Lärm, ein wahrer Konflikt, zwischen denjenigen, welche den ersten oder den zweiten Titel ausgeführt wollten. Der arme Dichter, dessen Lage vor einem wilden, rohen Parterre ich ganz fühlte, sagte ziemlich barsch, er bitte

[1] Die Notizen über Nibbys Vortrag lassen wir fort.





inständig, man solle sich entscheiden, er seye schon durch die sonderbare Aufnahme ganz verstöhrt (imbarrazato); ihm seye es übrigens völlig gleich, ob man Labia, Ajax oder Germanico wähle. Diese Erklärung beschwichtigte einigermaßen die Menge, mehrere riefen: Germanico, andere dagegen, weil sie meinten, es seye eine Andeutung Sgriccis, als ob er diesen Gegenstand gern behandelte. Man sah ihn überhaupt zu sehr als Akteur an, und betrug sich sehr undelikat gegen ihn. Endlich ward Ajax angenommen. Der Poet setzte sich, gab seine Personen und den sommären historischen Inhalt und fieng an ununterbrochen mehr als zwey Stunden zu sprechen. Ich will versuchen, das Skelett zu entwerfen, so dunkel ich mich dessen auch erinnere. Es ist schwer zu folgen, weil er keinen Akt angiebt, seine Personen unaufhaltsam reden und antworten läßt, ohne sie zu nennen, und besonders, weil einem der Sprache Unkundigen das Halbe bey noch so sehr gespannter Aufmerksamkeit entwischen muß[1] . . .

Ein unbändiges Beyfalljauchzen belohnte seine Anstrengung und sein wirklich außerordentliches Talent. Diese Tragödie ist mehr als pasticcio[2]; die Intrigue ist null, Handlung ist ebenfalls keine und die Charaktere sind so streng von Homer gezeichnet, daß da nicht zu irren war; aber die Reden und Gegenreden als rhetorisch betrachtet, sind Meisterstücke zu nennen, und in einigen Stellen der Chöre bewies er sich als begeisterter Dichter.

Ich kehrte am Pantheon vorbey nach Hause; der Mond fiel schräg in die riesenhafte Kolonnade und sein Licht, das in Rom immer zum Denken anregt, rief mir die schöne Zeit zurück, wo solch Talent wie T. Sgricci nicht in eitlen Exercizien vor einem Opernsaal sich evaporirt, sondern auf dem Forum geglänzt, eine Heldenschaar zum Siege angefeuert oder in Augusts, Maecens und Agrippas Gesellschaft einen gewichtigen, ewigen Lorbeerkranz erhalten hätte.

Montag 29. Jenner.

Vorgestern (Freitag 27.) war ich im Laufe des Nachmittags bey San Pietro in Montorio und den Paulinischen Wassern. Die Stadt lag in glänzender Beleuchtung unter mir und die schneebedeckten Apenninen bildeten den schönsten Hintergrund. Ich stieg herab nach Sta. Maria in Trastevere. Die 22 Granitkolonnen, obgleich von verschiedener Größe, bilden drey schöne

[1] Die folgende Inhaltsangabe der Rezitation lassen wir aus.
[2] Pasticcio eigentlich = Pastete.

Neffen[1]; vier Porphirsäulen tragen den Hochaltar. Die Mosaik in der Tribune ist aus dem 12. Jahrhundert.

Bey San Francesco a Ripa grande sah ich über die Gartenmauer des Klosters einen Palmbaum hervorragen; in der Kirche ist eine prächtige Kapelle des Hauses Pallavicini. Kolonnen von verde antico und Pilaster von giallo zieren sie; in einer Kapelle gegenüber eine Jungfrau von Baricino[2]; das Kolorit fiel mir als glänzend auf; in Fea finde ich mein Urtheil bestätigt; aber die Zeichnung ist als fehlerhaft angemerkt.

Am Hafen von Ripa grande, den Carlo Fontana unter Innocenz XII. erbaute, ergötzte mich der gegenüberliegende Aventin mit seinen Klöstern und antiken Substruktionen. Ich kletterte an den Ufern des Tibers bey Ponte rotto und sublicio herum; es schleicht dieser Fluß so still, langsam und unheimlich hin, daß einem unwohl in seiner Nähe wird. Gegenüber steht ruhig der Vestatempel und bildet ein schönes Gemählde.

Das Hospiz von St. Michael mit seiner ungeheueren Facade längs dem Hafen von Ripa hin nimmt sich nicht schön aus; es dient zugleich als Korrektionshaus und als Unterrichtsanstalt für die armen Kinder Roms. In der Kirche von Sta. Cecilia sah ich nur die Granitsäulen des Portikus. In der Insel betrat ich San Bartolomeo; 24 Granitsäulen bilden das Innere; in einer Kapelle neben dem Hochaltar traf ich auf Fresken, die mir nicht übel schienen; es liegt sehr viel Ausdruck in mehreren weiblichen Gesichtern. Sollten sie von Antonio Caracci seyn, den ich in Fea angedeutet finde?

Im Hofe des Palazzo Farnese bewunderte ich die schönen Verhältnisse der drey Säulenordnungen, den Portikus und das vestibulum, welches mit zwötf Granitsäulen geziert ist. Aber so imposant der Anblick dieses Pallastes seyn mag, so wehe thut es, zu wissen, daß ein großer Theil der Travertinen vom Colys[eum] und Theater des Marcellus hergenommen sind. Ich übergieng den Sarkophag der Cecilia Metella, der hier stehen soll. Die Fresken von Ann[ibale] Carracci sind leider nicht zu sehn.

Die Kirche von San Marco in ihrem jetzigen Stande mit dem angränzenden Pallaste von Venedig, dem die Mauerzinnen ein ganz eigenthümliches Ansehn geben, ist von Paul II. 1468 gebaut und hergestellt. Sie ist in drey Neffen getheilt durch 20 mit Jaspis bekleidete Kolonnen und Pilaster von weißadrigem

---

[1] Vom französ. nef = Kirchenschiff.

[2] Ein Maler Baricino ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist Barigioni gemeint, der 1696—1706 in Rom tätig war.



Marmor. Die Fresken und Gemählde zu besehen, war ich zu müde, und ich eilte durch den Korso nach Haus, wo schon überall ausgehängte Karnavalskostüme den folgenden Narrentag ankündeten. Dieser Spatziergang war einer der lieblichsten in Rom; wahre Mayenwärme hatte mich begleitet; den Himmel trübte keine Wolke.

Von Samstag 28 ten bleibt die Erinnerung eines Narrentags, wo der allgemeine Muthwille ansteckend wird. Das Ganze blieb indeß, nach löblicher Gewohnheit, unter meiner Erwartung und die poetische Beschreibung Goethes mochte wohl das schönste an der ganzen Sache seyn. Wir eilten von Hopfgartens Bronzeatelier um zwölf Uhr aufs Kapitol, erstiegen den Thurm und erblickten die Stadt in ihrem vollen Glanze. Noch regte sich unten kein Getümmel und die Ruinen schauten so ernst daher, als wohnten ihrer würdige Nachkommen auf dem Schutte.

Die Ceremonie mit den Juden, welche den Tribut vor die Senatoren bringen, war bald vorüber; ich hörte nichts von den gegenseitigen Reden, sah nur die gelben Mäntel der Konservatoren; denn nach der gewöhnlichen . . . .[1] wurden wir hinter Pfaffen und Engländer zurückgestoßen. Die Freskogemählde von d'Arpino, Brutussöhne u. a. Fakten aus der frühesten römischen Geschichte vorstellend, Romulus und Remus in Basrelief über dem Sessel des Senators schienen hier parodirt zu stehn. Die Hebräer wurden entlassen, im großen Saal des Kapitols ward eine Rede gehalten, welche den Karnaval eröffnete und, wie Goethe sagt, jedem die Erlaubniß gibt, so thöricht zu seyn, als er will. Ich hörte auch nichts. Jetzt schlug die Glocke auf dem Kapitol, der Zug des Senators setzte sich in Bewegung mit Trompetern, gelb und roth wie Harlekins gekleidet, mit klingender Musik und scharlachrother Bürgerwache, die altfränkischen Staatskarossen rollten langsam einher. Das alles soll würdig seyn und ernsthaft genommen werden, ist aber ein schöner Anfang der tollen Scenen und stimmt ohne Kontrast mit dem übrigen zusammen.

Auf der Piazza di Venezia fanden wir die ersten Masken, Harlekins, junge Burschen als Albaneserinnen gekleidet, wenig Dominos, in Kutschen einige Frauen mit Tabarros und Masken; das Gedränge war erträglich und der Konfettiregen aus Häusern herab und Kutschen heraus traf blos Bekannte, und uns arme Nullen nur vorübergehend. Ein Kerl als Bäcker gekleidet lief, Brod verkaufend, auf und ab; ein anderer häßlicher perorirte von einem Pferde herab in der Nebenstraße; an Fenstern

---

[1] Ein unleserliches Wort.



zeigten sich auch viel travestirte Männer; das Ganze hat ein festliches Ansehn, weil alle Häuser mit Tapeten und Teppichen behangen sind, die Musik hin und wieder ertönt, insbesondere auf der piazza Antonina, weil die vielen Karossen, die sonntäglichen Kleidungen alles beleben.

Auf der Piazza del popolo sahen wir vom Gerüste herunter den Ablauf der Pferde. Man sagt: sie seyen schnell wie der Blitz, wenn die Schranke fällt. Kein Wort kann diese Geschwindigkeit geben und keine Imagination sich den Augenblick wieder vergegenwärtigen, gerade weil er gedankenschnell ist. Es tobten die 18 Renner gegen die haltenden Führer, die in rother Kappe und kurzer Jacke ein pittoreskes Ansehn haben. Ihre Bewegungen, um die Pferde zu bändigen, sind äußerst edel; sie bilden wahre Gruppen von Castor und Pollux. Einige wurden zu Boden geworfen, empfingen Tritte und Stöße; einer ward mit den ausreißenden Pferden in die Schranken 20 Schritt weit geschleudert. Das Volk jubelte, schrie, und das alles auf dem Platze, wo zwey Tage vorher ein Missethäter mit Kolben zu Tode gestoßen wurde. — Auch von diesen Rossebändigern wurden fünf verwundet, und einer bey der ripresa blieb todt auf dem Platze, weil ihm das Pferd einen Stoß auf die Brust versetzte.

Der Abend war hereingebrochen; Ave Maria läutete; die Karossen fuhren unordentlich durch den Korso; die Freude war für einen Tag geendet: ein kurzer Rausch, ein Fieber ohne Namen, sonderbar, wie alles in Italien, wo die Kontraste sich als Brüder zusammenfinden. Nachts giengen wir nach Tordinone, wo Annibale in Bitinia von Canini [?][1] gegeben wurde. Eine schlechte Oper, und außer Mariani, deren Götterstimme ich zu schätzen anfange, ist alles langweilig. Das Ballet Ezio, im gewöhnlichen Styl, viel Lärm, viel Kontorsionen, viel Feuer, denn das Kapitol geht in Brand auf. — Nach Mitternacht zu Bette. Es ist das ein tolles Leben.

Sontags, 29. Januar 1825.

Heute morgen auf Monte Pincio das sechste Buch der Eneide gelesen und in Borgheses Pinienhain gelustwandelt. Ich bewundere immer die Lichteffekte am Horizont und auf den Hügeln; gerade, weil der Himmel heute nicht ganz blau war, hatten sie was neues.

Um 3 Uhr nach St. Anastasia, um auf Nibby zu warten. Einen Juden sah ich begraben; es trugen ihn seine Glaubens-

[1] Der richtige Name des Komponisten ist G. Niccolini († 1842).



genossen wie einen Hund auf den Gottesacker, der am Fuß des Aventinus liegt und eine schöne Aussicht auf den Kaiserpallast und Circus Maximus hat; sie stimmten ihr Klagegeheul an, und die Ital[iener] sagten zu mir: Sono delle bestie. Mit dem Prof[essor] in die Villa Spada, jetzt Mills. Die lieblichen Gärten sind auf den Ruinen des Pallasts von August angebracht. Im Casino sind Fresken Raphaels, die Camuccini restaurirte. Ihr Styl gleicht ziemlich der Galathea und stellt ähnliche Gegenstände vor, eine Nereide, Venus, Faunen etc. Von der südlichen Terrasse des Gartens schweift der Blick über den Circus Maximus hin, sieht die Länge des Janiculus und am Ende die Peterskuppel. Glänzend blieben einige Wolkenstriche am Himmel von der untergehenden Sonne; glänzend die übrigen Kuppeln der Stadt. Es zog mich dieses mehr als die Erklärungen an; wir besahen die unterirdischen Gänge; eine bequeme Stiege führt hinab; es waren dies die Zimmer des Pallasts, triclinium etc. Gegen den Coelius zu sieht man den Theil des Berges mit Tiberius Wohnung.

Blühende Rosen dufteten überall; es war ein milder südlicher Tag.

Mittwoch 1. Februar.

Als ob es Aschermittwoch wäre, fühle ich mich dumpf, unzufrieden und mit jener stummen Sehnsucht befangen, die ich immer nach großen Festen fühle, wo das Lebensbankett wie Tantalusäpfel an mir vorüberschwebt. Drei Karnavalstage sind vorbey; zum erstenmal habe ich mich in den Strom der Tollheit geworfen, mich betäubt, um beym Erwachen schmerzhafter zu fühlen: das seye nicht meine Bestimmung, es stehe mir mit einem Worte nicht an. Meine Laufbahn ist verfehlt; wäre ich rein geblieben, ohne die Kräfte der Jugend verbrecherisch zu verschwenden, so könnte ich heute als Landpfarrer in meiner Heimath wirken und würde nicht suchen, in Rom die Last des Daseyns zu vergessen.

Montags lief ich mit Confetti auf und ab, sie in bekannte Kutschen werfend, mich mit den wüsten Masken zwischen Pferden herumdrängend. Der ripresa der barberi wohnte ich auf dem Platze von Venedig bey, wo eine Bank unter uns brach; sah einen Advokaten beym palazzo Ruspoli, auf einem Stuhle in die Luft emporgehoben, peroriren, hörte ihn jeder Kutsche Sottisen zurufen, und von dem Gelächter und Beyfallsrufen der Menge begleitet, ein moderner Narrentriumphator, sich entfernen.

Abends bey Torlonia zum erstenmal auf einem Maskenball.



Den Eindruck habe ich niedergeschrieben, als ich Dienstag Morgens um zwey nach Hause kam. Hinter Hercules sitzend, hörte ich, wie das erstemal, von fern und verwirrt das Getöse und versank träumerisch wieder in ein dichterisches Sinnen. Wenig Masken redeten mich an, und da sie mich als Fremden erkannten, stießen sie mich bald in mein altes Nichts zurück. Es belustigte mich als etwas neues, aber der Eindruck im ganzen ist düster; nie hat mich eine Maske erfreuen können; schon die Karikaturzüge haben etwas abschreckendes, und wer weiß, was für einen schlechten Kauz sie bedecken mögen. Ich traf einige Bekannte und erhohlte mich am Eise, nachdem ich die schönen Gesichter, wahr und falsch, genugsam durchgemustert. Drollig war ein Don Quixotte, der auf einem falschen Pferde reitend, durch die Säle kam, einem Engländer, der als Ritter verkleidet war, den Handschuh zuwarf, mit der Lanze gegen die Brust rannte, so daß dieser, es ernsthaft nehmend, den Degen zog und man sich zwischen beyde Kämpen werfen mußte. Zwey deutsche Künstler zogen als Faust und Mephistopheles ein; letzterer mit seiner Pfauenfeder und rothen Habit vortrefflich. Eine mythologische Scene, von der Familie Torlonia aufgeführt, gefiel mir weniger.

Dienstags hohlten, mein Zögling und ich, in rothem Domino, den Prinzen L. B. ab. Wir fuhren im Korso auf und ab und verbrauchten acht Körbe voll Confetti; es war oft ein wahrer Steinhagel zu nennen, so dicht flogen die Körner, und so hart dröhnten sie auf meinem unbedeckten Kopfe ab. Ich belustigte mich eine Zeitlang, Confetti in den Busen und Nacken der Mädchen zu werfen; auf eine Dame warf ich, während die Kutsche hielt, fortwährend; sie hatte meine Maske fest ins Auge gefaßt und schien mich mit feuchtem Blick ganz schmachtend um Mitleid anzuflehen. Ich warf ihr zuletzt eine Rose, die ich dem Prinzen stahl: Ich kenne nichts Ansteckenderes als diesen Taumel, diese Tollheit und nichts Tieferes als das sonderbare Gefühl, das mich bey dem Anblick dieses Weibes ergriff und die Sehnsucht, als die Kutsche weiter fuhr.

Die Hände sanken mir zuletzt vor Ermüdung; ich war unbändig gewesen und büße es heute (3. febr.); diese letzten Tage durch war ich in völligem Rausche. Abends giengs aufs Festino im Theater Aliberti, das schön beleuchtet und dekorirt war; der Masken waren weniger, und hätte ich nicht A[dersbach] gefunden, so hätte ich mich gelangweilt. Nicht eine Maske sprach mit mir; ich hörte den Sonetten und Improvisationen eines avogatos zu, und dem schreyenden Ton eines Doktors, der einen Teufelslärm überall verführte und sich mit

einem andern herumzankte. Ein deutscher Professor . . . .[1], der aus Nubien zurückkehrte, war im Nationalhabit da, ein schöner Mann, der auch alle Tollheiten trieb. Er hatte sich mit unterschlagenen Beinen in den Saal gesetzt; ein anderer trat hinzu, ihn mit einigen eingelernten arabischen Worten begrüßend; nun antwortete aber der Professor geläufig arabisch und der naseweise Interlocutor lief davon, laut rufend: ma questo é vero Turco. Daß die principessa R . . . unter der Maske war, erfuhr ich erst gestern (2. febr.); so geht es im Leben; wie viele, die man kennt, gleiten ungesehen und ungeahnt an einem vorüber.

Mittwochs den 1. fiel Regen und ich hohlte mir Halsweh in der Peterskirche und dem Pantheon, wo ich Milizia vergleichend studierte. So hätte ich Rom gleich im Anfang besuchen sollen, und ich hätte alles besser verstanden.

Donnerstag, 2. febr. —

Mit A[dersbach] in der Gallerie Barberini. In einem Vorsaal sind die Deckengemählde von Peter von Cortona; allegorisch, aber so unerträglich diese Gegenstände, durch ihre Farbenpracht entzückend. Hercules, welcher die Herrpyen tödtet, Minerva, welche die Giganten niederdonnert. Mehrere Statuen und Sarkophage; ein kranker Satyr von Michelangelo; eine Diana von Bernini, ein Tiber etc.

Von Romanelli: das Gastmahl der Götter und Ariadne mit Bacchus; es sind doch plumpe, gemeine Gestalten; Landschaften von Both; eine Cecilie mit der Zither von Lanfranco; Portraite von Titian; ein St. Johann von Guercino; von Gherardo delle Notti: die Gefangennehmung; Joseph und Potyphar von Cignani; Germanicus' Tod von Poussin; viele von Bassano; von Breughel, der alles in Miniaturdetail ausmahlt; der Effekt seiner Kreuzigung ist finster, ahnungsschwer; die Nacht bricht über die Berge herein; es ist eine verhängnisvolle Finsternis; die drey Kreuze heben sich noch im Lichte empor und stechen contrastirend mit dem Hintergrund ab; vorn sitzt die mater dolorosa; Gruppe von Zänkereyn, Spiel, Mordthat daneben; es ist eine Höllenfantasie. Gemählde von Andrea Mantegna; St. Andreas Corsini von Guido; zwey Evangelisten von Guercino. Leider sah ich nicht die Fornarina, weil die principessa Barb[erini] gerade in ihren Zimmern war.

Beym Landschaftsmahler Catel[2] sahen wir mehrere An-

[1] Der Raum für den Namen ist im Manuskript offen gelassen.
[2] Franz Catel, geb. 1778 in Berlin, gest. 1856 in Rom.



sichten der Umgegenden Neapels, Tassos Haus in Sorrento; die Camaldulenser, das Schloß der Königin Johanna, ein Mondlicht mit Bauerntänzen etc.

Einen Spaziergang nach Aqua cetosa, einem Sauerbrunnen an der Tiber. Bey der Kapelle St. Andrea geht man rechts unter dem Arco oscuro hin, einem ehemals sehr verrufenen Orte, wo jetzt noch Dolche und Krücken als Weihgeschenke neben Votiftafeln aufgehangen sind. Jenseits wird die Gegend still und einsam. Zwischen Hügeln und Vignen hin. Es war ein Eindruck, der mich bis zu Thränen rührte. Keine Mücke flog, kein Grashalm, kein Mensch regte sich; der Tiber floß tückisch einher und weit hinaus alles öde, alles leer. Der Sorakte ragt allein aus dem wüsten Land hervor. Wir folgten dem Tiber bis an Ponte Molle, neben angeschwemmtem vulkanischen Erdreich hin. Dort betraten wir die befahrene Straße; eine Unzahl von Karossen und Spaziergängern füllte die engen Räume und man konnte nicht schneller aus der Vergangenheit in die Gegenwart übergehn.

Samstag 4. Februar 1826.

Mit tüchtigem Halsweh lief ich gestern durch St. Maria Maggiore und das gleichsnamige Thor auf die via Prenestina. Der Himmel war göttlich rein, die Sonne warm. Ich las, während der Weg zwischen den Vignen hinführte, in Virgils siebentem Buche und genoß den Eindruck, einen klassischen Schriftsteller auf Grund und Boden zu lesen; denn mit wenig Mühe konnte ich mich drey Stunden südlich nach Laurentum versetzen. Der Charakter der Gegend kann nicht außerordentlich verschieden seyn und die Völker, welche der Dichter enumeriert, liegen übrigens vor mir.

Ungefähr 3/4 Stunden vor dem Thore fangen die Ruinen von Tor[re] de Schiavi oder Roma vecchia an; die Vignen hören auf, die öde Kampagna beginnt, die rothen Trümmer heben sich sonderbar in dieser Wüste empor. Es mögen deren rechts und links etwa neun oder zehn seyn; Nibby schreibt sie zum Theil der Villa der Gordiani zu. Der merkwürdigste Ueberrest ist ein Thurm, welcher der Cecilia Metella gleicht; es war vermuthlich ein Tempel mit einem Portikus gegen die Straße zu; es mag vielleicht die Kirche St. Antonio gewesen seyn, wovon die Schriftsteller des Mittelalters sprechen. Eine andere Ruine mag zu einem Saale gehört haben, in dessen Mitte eine Kolonne von saracinessischer Bauart die Decke hielt. Andre Trümmer, mit halbvergrabenen Bogen, gehörten vielleicht zu einem Hippodrom.

Ochsen mit ihren Kosacken ähnlichen Treibern füllten die Straße und brachten etwas Leben in die Landschaft. Tivolis, Prenestes, Albanos Gebirge zeichneten sich rein und klar am Horizont ab. Ich kehrte unwillig zurück.

Abends aß Delavigne bey uns und rezitierte seine neuen in Neapel verfertigten Messéniennes, «trois jours de Colonel» und den Anfang der Sibylle. Immer sein reicher Styl und, wie mir scheint, mehr poetisch melancholisches Gefühl als früherhin: Ich war trübe gestimmt und konnte, bekannter Ursachen wegen, nicht heitrer werden.

Heute sah ich dieselbe reine Sonne, bin übler und härme mich wegen der Reise nach Neapel ab. O die Natur rächt sich fürchterlich, sagte ich mir heute in der schlaflosen Nacht.

Abends.

Statt in den Korso zu gehn, besuchte ich die Apotheke, den Pincio und das Kolysäum. Um zu diesem zu kommen, schlich ich durch die Gäßchen, welche auf den hl. Apostelplatz führen; überall traten Masken und Kutschen mir in den Weg; aber am Bankette des Lebens vorbey kam ich auf das stille, todte Forum und ins Colissaeum, wo die graue Brüderschaft, mit Car[dinal] Fent (?) an ihrer Spitze und von einer Weiberschaar umringt, sich vor den Kreuzstationen singend und betend niederwarf. Es war der lebhafteste Kontrast. Welche haben Recht? Die Narren oder die Pharisäer? Von den Ruinen weg ging ich nach San Giovanni und Paolo und betrat die Kirche. Zwey Weiber knieten einsam vor dem Hochaltar. Hier ist die Wahrheit und weder in der leidenschaftlichen Freude noch in dem religiösen Eigendünkel der Betenden im Kolysäum kann sie seyn. Bey Villa Mattei und der Navicella vorbey verlor ich mich in den Vignen des Coelius; mehrere pittoreske Ansichten der Wasserleitung, der Thermen, der Mauern Roms mit Albanos Bergen im Hintergrund erfreute mich und belohnte hinlänglich meine Entsagung. — Bey St. Johann und St. Maria kam ich zurück und hörte die Mörser lößen, welche das Pferderennen verkündeten. In allen Quartieren sah ich übrigens die Handwerker arbeiten und die Läden offen; ein Beweis, daß nicht alle die Narren machen.

Bey der Marana auf dem Coelius in einem einsamen Winkel traf ich einen Kapuziner, welcher betete und vor mir, wie ich vor ihm, erschrack. Es wird mir seelenangst vor der Reise, denn mein Uebel nimmt überhand und hat nicht das Ansehn, als ob es kurz seyn wolle.



Aschermittwoch 8. Februar.

Karnaval und Aufenthalt in Rom sind geschlossen; ich gehe ärmer, als ich kam, weiter und werde so zurückkehren. Ich bin heute völlig zu Karnavalsbetrachtungen geeignet; verstimmt, so viel man es immerhin seyn mag, durch Krankheit, Briefe und Umgebung. Sonntags kam ich keinen Schritt zur Thüre hinaus, verließ beynahe das Bette nicht; und Montags wurde der Genuß einer augenblicklichen Freude durch das infame Benehmen meines gnädigen jungen Herrn im Korso selbst verbittert.

Ich werde die Ecke im Korso beym Pallaste Fiano nicht vergessen; wie andere mit schönen Erinnerungen alles bezeichnen, so sind traurige für mich der Maßstab meiner verbrachten Tage. Eduards Brief hat mich ungemein traurig gemacht; er leidet Hunger, während ich in dieser Hinsicht wenigstens im Ueberfluß schwelge, mich auf Bällen herumtreibe, tolle Ausgaben für Leckereyen mache; es ist unverantwortlich.

Montag abends beym Gesandten hatte ich einen ruhigen Augenblick, als Fürst D. mich unter den Arm nahm und zutraulich mit mir plauderte; leider bemerkte ich gleich darauf, daß es nicht mir zu gefallen geschah, sondern des schönen Kostüms der gnädigen Frau wegen. Mit Delavigne konnte ich zu keinem vernünftigen Worte kommen; meine Ideen sind erstickt und zerknirscht vom Unglück und Mißmuth. Ich erhohlte mich mit Wasser (?).

Dienstags lief ich ins Quartier Transtevere, sah San Onofrio im göttlichsten Sonnenschein und fieng an zu dichten, drauf nach St. Peter, wo einzelne Betende lagen, während der Korso von Freudengeschrey ertönte. Aus dem Heiligthum begab ich mich auch unter die Weltkinder, verstimmt, und bey den Moccolisten blieb ich verstimmt. Goethe hat übrigens alles so genau beschrieben[1], daß nichts mehr neu ist. Nachdem mir vier gestohlen worden, einige ausgeblasen oder ausgezischt worden, verlor ich den Muth und lief kaltblütig hin und her. Das Feuermeer hatte ich mir größer vorgestellt. Ein Effekt aber ist durchdringend: die plötzliche Finsterniß, welche nach der verlaufenen tollen Stunde erfolgt; es ist ein schreckender Uebergang. Das Geschrey «e morto il carnivale» erschallte dumpf

[1] In der Schilderung seines zweiten Aufenthalts in Rom. Moccoli sind brennende Lichtstümpfchen, mit denen man vor Schluß des Karnevals durch die Straßen zu wandern pflegte. Jeder suchte die Kerzen der ihm Begegnenden auszulöschen.



in der Straße; schon vorher hatte mir das einförmige Rufen: «moccolo, moccolo, senza moccolo heu heu» mehr wie ein trauriger Begräbnißgesang geschienen; so drückt sich die reine eigentliche Freude nicht aus.

Abends im Festino zu Aliberti in Staub und unter Masken endete ich meine traurigen Genüsse.

Donnerstag, 9. Februar.

Alles liegt durcheinander zur Abreise gerüstet; ich war in meinem Leben nie so verstimmt und das im Augenblick, wo es nach Neapel gehen soll. Ists aber auch anders möglich, unter dieser Masse von kleinlichen Verdrießlichkeiten, die jede Minute neu auf mich eindringen; ein Hofmeister ist das geplagteste Thier auf der Welt, das Geschöpf, welches am wenigsten an seinem Platze ist.

Gestern noch mit Nibby in den Thermen Caracallas gewesen. Ich hatte vor einigen Tagen den Plan Palladios gesehen und es ward mir deutlicher, wie das ungeheure Gebäude eingerichtet gewesen. Es gefiel mir mehr als alles der prächtige Sonnenuntergang, den wir von der Höhe herab hatten. Göttlich vergoldet war die Pinie gegen die westliche Stadtmauer hin; auch die Palme von San Giovanni und Paolo schimmerte im Abendlicht. Rom lag halbdunkel zwischen dem Aventin und Palatin hin; hinten ragte die Peterskuppel glänzend hervor. Ich pflückte wilde Nelken für meinen Bruder, nicht einmal wissend, wie ich sie ihm werde zukommen lassen. Im Dunkel über das Forum nach Hause zurück. Abends mit Visiten und Packen (?) verschleudert, den heutigen Morgen noch schlimmer, mit Warten.

## Neapel.

Velletri, 9. Februar 1826, 9 Uhr Nachts.

Nun, so schlecht als das Wirtshaus heute Nacht war doch nichts von dem bisher Gesehenen; das übertrifft alle Erwartung. Salpeter hängt an den feuchten Wänden und statt Fenster ist ein nicht schließender Laden oben angebracht. Hier ist das Fieber eher als in den pontinischen Sümpfen zu erhohlen, und die neun hier zu verbringenden Stunden müssen zur Ewigkeit werden.



Wir sind um elf Uhr von Rom fort. Der Aquadukt des Claudius und die Ruinen von Roma vecchia (dem Tempel der Fortuna muliebris und andern Grab- und Tempelüberresten) stehn pittoresk in der Wüste, welche sich zwischen der Stadt und den Hügeln von Albano hinzieht. Die Straße des Appius rechts mit ihren Gräbern schließt den Horizont; links die angenehmen Höhen mit den weißen Häusern von Frascati und Castel Gandolfo. Wie man gegen Albano aufwärts kömmt, zeigt sich das Meer; die Sonne blickte hell drüber hin; ich hätte aufjubeln mögen, wäre ich nicht in der Kutsche und verstimmt gewesen. Olivengärten, Reben, Fruchtfelder wechseln miteinander ab; die Villa Barberini mit ihren prächtigen Pinien ist am Eingang des Fleckens; mehrere Gräber, die ich ohne Nibbys Handbuch nicht zu bestimmen wagte, zieren auf beyden Seiten die Straße. Göttlich ist der Rückblick in die blaulichte Campagna, hinunter gegen das auf einem Hügel vereinzelt und tieferliegende Montesavelli, und endlich gegen das Mittelmeer.

Wir besahen schnelle laufend das Grab der Horazier und Curiazier mit seinen fünf Thürmen. Es liegt jenseits des Städtchens, neben der Straße; es ist aus großen Quadratsteinen von Peperin erbaut, vielleicht aus den früheren Zeiten der Republik. Aber die sonderbare Aeußerung, daß das D[enkmal] bekannten Kämpen angehöre, kömmt mir wie die Legenden der Römischen Kirche vor; vermuthlich hat die Zahl der Thürme oder Pyramiden auf dem Sockel des Grabes diesen Irrthum veranlaßt.

Durch Olivengärten stiegen wir drauf an die villa Poniatowsky, wo sich die Aussicht gegen Lavinia und Gensano öffnet; auch den Monte Giove und Gentili erblickt man südwärts. Durch eine Strecke der macchia Chigi — so nennt man die ländlichen Besitzungen eines römischen Adligen, die nicht mit Mauern umgeben sind — ans Kapuzinerkloster, hinter welchem eine schöne Aussicht auf die ganze Fläche des Albanersees sich öffnet. Er liegt völlig wie unsre Elsasser Bergseen in einer Art von Krater, hat zehn Miglien im Umfang und rings öde Hügel. Der mons Albanus, jetzt Monte Cavo, östlich mit seinem Kloster und den unbedeutenden Ruinen des Jupiter latialis-Tempel auf seiner Spitze; Rocca di Papa, ein Dorf in derselben Richtung am Abhang des kegelförmigen edeln Berges, Castelgandolfo nördlich, oben am Seekrater, das ist die Umgebung der öden Wasserfläche, auf die ich nur wenig Blicke werfen konnte. Am nördlichen Ufer erblickt man eine kleine weiße Hütte; dort ist die Stelle des



berühmten Emissarius[1], welchen die Römer während der Belagerung von Veji gruben und bauten. Dieses kräftige Denkmal des festen Römerwillens blieb auf die Rückreise verspart.

Albano selbst ist ziemlich sporco; das Wirtshaus eines der besten Italiens, mit der Aussicht auf das Meer. Als wir fortfuhren, war die Nacht hereingebrochen; Lavinia sahen wir noch im Halbdunkel. Schöne Weiber die Fülle, singende Karrner, einige städtisch gekleidete Albaneser kehrten von einem Markte nach Haus. Die Gegend schien mir immer sehr abwechselnd, so viel ich von den nächtlichen Konturen der Berge absehen konnte. In Genzano wars völlig finster. Von Velletri habe ich keinen Begriff. Mehreremale warf der Wagen beynahe um; Banditenideen kamen dazu; ich habe ein Gedicht in petto und will damit beginnen, um die langsam hinschleichende Nacht zu vertreiben[2].

Terracina 10. Februar, Nachts. —

Von Velletri brachen wir heute um 5 Uhr auf. Die Nacht war schlaflos, wie ich mirs erwartet, vorbey gegangen. Von den Gebirgen um Velletri her habe ich keinen Begriff; der kalte Morgen fand uns schon jenseits Cisterna in den pontinischen Sümpfen. Ich hatte mir sie richtig vorgestellt; ganz die öde Fläche, von wenig Häußern in stundenweiser Entfernung unterbrochen; Kanäle zur Ableitung der Wasser gegraben; nur die Bergkette der Apenninen läuft links näher an der Straße hin, als ich vermuthete; man unterscheidet deutlich die sparsamen Ortschaften, die kahlen Felsen, die wilden Schluchten. Bey einzelnen Poststationen vorbey kamen wir nach Forappio (forum Appii) einer schlechten Herberge; hierzwischen beginnen Alleen die Straße einzufassen: die Berge rücken noch näher und das Auge ruht doch auf etwas aus. Büffel und Pferde und Lämmer weiden frey in der großen Steppe; wilde Enten und Rebhühner flattern frech umher. Gegen Terracina hin vermehren sich die Wachthäuser; sie stehen von Miglie zu Miglie und fieberhafte Soldaten schleichen wie alte Schwächlinge einher. Terracina selbst liegt romantisch auf einer Anhöhe; mehrere Trümmer hatten uns schon die Nähe des alten Anxurs verkündet. Unter der üppigen Vegetation, welche der Stadt vorausgeht und unter den alten Mauern sich hinschlingt, sahen wir zwey Palmen; Orangenbäume füllen frey und fruchtbeladen die Gärten, grünende dichte Artischocken decken den Grund; das Städtchen bleibt für den Reisenden links oben liegen; man fährt bis an die südliche Seite zur schönen Locanda, die

[1] Abzugsgraben.

[2] Ich lasse dieses unbedeutende Gedicht fort.



zwischen dem Meere und dem Fuß des Hügels, welchen Theodorichs Pallast krönt, gebaut ist. Wie lieblich rauschte mir das Mittelmeer entgegen; es bildet hier eine liebliche Bucht, die als kleiner Hafen benützt wird. In der Ferne gegen Westen erblickt man das Vorgebirge der Circe; zwey bläulichte Berge künden es an. Ich verlor mich lang im göttlichen, großen Anblick. Dies Bild übertraf meine Erwartung; ich hatte weder in Venedig noch von Albanos Höhen herab es genießen können; mich nah an seinen Schaum hindrängen, mich von seinen Fluthen, welche hier einen ganzen Wall von dürren Blättern an das Ufer warfen, bespülen lassen . . .[1] Das that ich jetzt, lauschte dem Gang jeder Woge, ihrem Silberblinken, Anschwellen, Umwerfen, wie früher einst am Genfer- und Zürchersee. Das ist für mich die lieblichste Musik. Fünf oder sechs weiße Segel schwammen am Horizont. Die Sonne perlte mitunter silbern auf dem Spiegel; es war ein großer Anblick.

Im Regen drauf ins Städtchen, wo vor der Hauptkirche zwey granitene Säulenfragmente von einem Jupitertempel stehn; eine Inschrift zu Ehren Theodorichs ist dazwischen angebracht, unten eine Cippe [Cippus?].

Im Portikus der Kirche sind acht schöne Granitsäulen; 14 Granit- und Marmorsäulen von kompositer Ordnung theilen die Kirche in drei Schiffe; zwey Ambonen sind neben dem Hochaltar, welchen vier weiße kannelirte hohe Marmorsäulen tragen; schöner gearbeitete sah ich nie. Ein tesselierter Fußboden schmückt überdies die Kirche, welche in Größe der Sta. Maria in Cosmedin gleichkommen mag. Es wundert mich, daß sie nicht mehr bekannt und besucht. Im Herausgehn bemerkten wir noch unter dem Portikus eine schlechtgearbeitete colossale Urne, welche, nach der Inschrift, zur Waschung der mit Märtyrerblut gefärbten Hände diente. Ich ließ das gelten. Leider mußte ich Theodorichs Schloß oben liegen lassen; Regen und Müdigkeit hielten mich ab, die pittoresken, in ein Viereck laufenden Arkaden zu besuchen; es mag der steile Berg zum Ersteigen eine halbe Stunde fordern.

Ueber das Wirtshaus her hängen schroffe Felsmassen, vereinzelt wie Thürme stehend. Ein Schiffer soll hinaufgeklettert, eine Fahne auf der Spitze befestigt haben. Aber eine Schlange stach ihm in den Finger, und er mußte ihn abnehmen lassen.

Unser Cicerone, der übrigens nach löblicher Gewohnheit unzufrieden war mit seinem Lohne, kündete durch Aussprache

[1] Keine Lücke! Die Punkte stehen so im Manuskript.



und Kleidung schon die Lazaronis an. Auch schöne Weiber haben wir getroffen.

Jetzt stürmt und rast das Meer; der Mondschein schaut bleich drüber hin. Wie viel Leichen wälzen jetzt in jenen Wellen? Und doch! Dürft ich hinaus, mich wiegen in dem Getümmel der Wasser; mir wäre wohl und besser.

Als ich nach Italien trat, waren meine Erwartungen fürchterlich gespannt; sie nehmen ab mit jeder besichtigten Stadt. Der Name Neapel übt bey weitem nicht mehr die Zauberkraft auf meine Ohren aus, wie ehedem, und ich besuche es eben nur mit etwas mehr Vorliebe als ich London, Wien oder Petersburg sähe.

---





III.

# Vom Geschlecht der Waldner von Freundstein.

## Ein Beitrag zu seiner Geschichte.

Von

**Eugen Ehretsmann-Mülhausen.**

Die Burg Freundstein zwischen dem Molkenrain und dem Großen Belchen gehört zu den vielbesuchten Ruinen des Wasgaus, wiewohl das zerstörte Gemäuer nichts Interessantes mehr bietet. Für den Freund der Vergangenheit unserer Heimat ist sie allerdings ein bevorzugter Ort des Träumens und des Zurückversenkens in längst entschwundene Jahrhunderte, wo sie glanz- und machtvoll von dem 928 m hohen Bergrücken hinunter auf die Ländereien und Behausungen des armen dienenden und durch die ewigen Kriege geängstigten Volkes im Tale blickte, bis an einem Tage der Abrechnung das Schloß in Trümmer sank, früh genug im Vergleich zu den andern Burgen. Es war im Mai 1525, zur Zeit des Bauernkriegs. Noch einmal erhob sie sich aus dem Schutt; dann aber fuhr 1562 der Blitz hinein und zerstörte sie für immer. Efeu umrankte nach und nach die öden Reste, auf denen unlängst noch ein weithin sichtbares schlichtes Holzkreuz wie auf einem düstern Grabe stand. Man erzählt, daß einer der noch lebenden Grafen es dem Andenken seiner Ahnen gestiftet hatte.

Das «uralte Ritter-, Stifft- und Thurniermäßige geschlecht, welches von verschiedenen seculis die güter Schweighausen, Sierentz, Beerweiller und Beroltzweiler nebst den schlössern Freundstein, Ollweiler und Weckenthal und andere ansehnliche





rechte und gerechtigkeiten im Oberen und Untern Elsaß besitzet, auch längstens so wohl der Ober-Elsäßischen als ehemalen der frey unmittelbahren Reichs-Ritterschaft im Untern Elsaß incorporirt gewesen, hat dieses mit den ältesten am Rheinstrom und im Elsaß, allwo es seßhaft, gemein, daß dessen ursprung nicht ausfindig gemacht werden kann[1].» Rüxners «thurnierbuch» meldet: Anno 1165 ist auf dem thurnier zu Zürich gewesen Georg Waldener; auf dem zu Würtzburg anno 1235 Bernhard; auf dem zu Ravenspurg in Schwaben anno 1311 Heinrich Ritter und Georg; anno 1362 zu Bamberg Jacob; zu Schaffhausen anno 1392 Endres und Georg Hanß und anno 1408 zu Heilbrunn Hanß. (Iselin: Historisch-geogr. Lexikon, Basel 1726, Band IV, S. 943.)

Heinrich Ritter ist unter den Stammhaltern in der genealogischen Tafel bei Sifferlen («La vallée de Saint-Amarin») der dritte und der erste dieses Namens mit der Zubenennung Krafft, ein bedeutender Heerführer Kaiser Friedrichs des Schönen, des Gegners Ludwigs von Bayern.

In die Zeit der Kreuzzüge zurück, ja vielleicht noch in entlegenere Tage, reicht die Sage vom «Freier von Freundstein», die August Stöber, Robischung und auch Sifferlen erzählen.

Theodelinde, die schöne Tochter eines Waldner von Freundstein, liebte einen Edelknaben des väterlichen Schlosses. Als nun ein Graf von Geroldseck um sie warb, wies ihn Theodelinde zurück. Das Recht billigte ihr der Vater zu, aber die Einwilligung zu einer Vermählung mit dem Geliebten wollte er niemals geben. Der verschmähte Geroldseck versuchte sie nun mit Gewalt in seine Hände zu bekommen und berannte das Schloß Freundstein. Schon stürmte er als Sieger in die brennende Burg ein. Da faßte der Vater in der Verzweiflung die Tochter, bestieg mit ihr in Eile sein Schlachtroß und stürzte sich in die grausige Tiefe. Noch soll in manchen Nächten, wenn der Sturmwind durch das alte Gemäuer fährt, der Schatten des Geroldseck sich langsam aus dem Abgrund heben. Er streckt die Arme nach der lichtvollen, auf der Burgmauer erscheinenden Theodelinde aus, ohne sie erreichen zu können. Dann verschwindet er wieder grinsend in der Tiefe.

Interessant ist, was Sifferlen vom Grafen Eugen von Waldner erfahren hat. Darnach besitzt die Familie als ein Erbstück, das vom Vater auf den Sohn übergeht, einen Teil von einem Baumstamm, in den ein Hufeisen aus alter Zeit

[1] Der Weckenthaler Hof mit dem alten Schloß liegt zwischen Berrweiler und Staffelfelden.



tief eingeschlagen ist. Vor ungefähr 150 Jahren hat man ihn in der Tiefe der Schlucht gefällt. Das Holz ist fast ganz über das Eisen gewachsen, und die Familie glaubt, in der seltsamen Reliquie ein Hufeisen des Pferdes zu besitzen, das den Ahnen mit seiner Tochter in die Tiefe trug.

Der jeweilige Burgherr von Freundstein hatte das Schloß und die Güter «zu lehen zur helffte von der Hoh-Stifft Straßburg und die andere halbscheid von der Fürstlichen Abtey Murbach», deren Gebiete sich hier berührten.

«Anno 1253 war Conrad Ritter — «Ritter» scheint der Erbschloßherr von Freundstein ursprünglich immer genannt worden zu sein — Schiedsrichter zwischen Theobaldo, Abten von Murbach und Walthero, Herrn von Horburg, wie aus dem Fürstlichen Murbachischen Archiv darzuthun. Diesem Cunrad Ritter und seinen dreyen brüdern Herman, Günther und Eberhard verkauffte anno 1260 mense Junii, Presidente Dom. nos. Bertholdo Episcopo Basiliensi, besag vorhandenen original kauffcontracts, Petrus Abt des closters Wachsstatt Cistercienser ordens in dem Ertz-Bißthum Bisantz (Besançon) das hauß (Curiam) Ollweiler, samt den dazu gehörigen gütern und gerechtigkeiten» (Iselin).

Bald wurde der Bau einer Burg ins Auge gefaßt. Im Jahre 1261 schon trugen die Grafen von Freundstein «Walthero von Geroltzeck, Bischoffen von Straßburg dieses ihr erkaufftes und von Bischoff Henrico[1] anno 1249 dem closter Wachsstatt theils geschenkten, theils per diploma dicti anni hoch privilegiertes eigenthum zu lehen auf» (Iselin). Das heißt, sie übertrugen ihm, was im Mittelalter vielfach geschah, gleichsam das Obereigentumsrecht, wodurch sie zum Bischof von Straßburg in ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Treuverhältnis gestellt wurden.

Nach einer Studie von Philippe André Grandidier — 1752 bis 1787 — (Oeuvres inédites), die am 30. Mai 1872 im Journal de Mulhouse veröffentlicht wurde, war das Schloß Ollweiler (bei Hartmannsweiler) seit Anfang des 13. Jahrhunderts bekannt, zunächst als ein Hof, den die Grafen von Pfirt vom Straßburger Episkopat und vom Obern Mundat zu Lehen hatten. Friedrich II., Graf von Pfirt, derselbe, welcher 1234 durch seinen zweiten Sohn Grimmel erwürgt worden ist, hatte den Hof als Unterlehen dem Edlen Burgart von Trubelberg übergeben, von dem er ihn für 70 Mark Silber wieder erwarb. Er schenkte ihn dann 1249 der erwähnten Abtei Lieu-Croissant (verdeutscht

[1] Gemeint ist Heinrich von Stahleck, der Vorgänger Walthers.



Wachsstatt), unweit des Klosters Baume-les-Nonnes, als Ersatz für zugefügten Schaden. 1260 wurde der Hof dann an Konrad Waldner von Freundstein verkauft.

Im Jahre 1752 ist das Schloß Ollweiler vom Grafen Christian Friedrich Dagobert von Waldner von Grund aus neu erbaut worden.

«Der über dieses feudum oblatum ertheilte erste lehenbrieff von Bischoff Walthero weiset, wie es unter den Vasallen der succession wegen gehalten werden solle. Und weilen auf erlaubnis des Bischoffen diese curia oder hof zu einer burg gemacht worden, so haben gedachte Cunrad, Hermann und Eberhard anno 1269 von neuem ihme bey anscheinender gefahr der kirche zu Straßburg wider alle und jede derselben feinde das jus aperturae oder die öffnungsgerechtigkeit durch ein besonderes instrument versprochen, jedoch daß er solches castrum ohne ihren und der ihrigen schaden besitzen, und nach geendigter Mißhelligkeit mit allen vestungswercken (cum omnibus munitionibus) in gutem stand abtretten solle. Dieses instrument hat zu end dieser clausul: In cujus rei testimonium et plenam prestationem Sigilla Reverendi Domini nostri B. Abbatis de Murbach et nobilium virorum R. Comitis de Habesburg et de Kiburg, A. Domini de Rapoltstene, Conradi Wilhelmi de Hadestat (Hattstadt), Conradi de Landesperg, Burgravii de Sulzmate, una cum nostris presentibus sunt appensa» (Iselin).

Der unter den Edelleuten genannte Graf von Habsburg ist der spätere Kaiser Rudolf von Habsburg.

Mit Ollweiler wurde das Geschlecht der Grafen von Freundstein durch viele Generationen belehnt. Grandidier berichtet noch darüber: «La haute juridiction sur le château d'Ollweiller que M. le cardinal de Soubise, évêque de Strasbourg, disputait à M. Chrétien Frédéric Dagobert de Waldner (décoré du titre de comte par les lettres patentes du roi Louis XV — juin 1748), fut confirmée à ce dernier par un arrêt du conseil souverain d'Alsace du mois de mars 1750. Ce comte obtint aussi de Louis-Charles, comte d'Eu, grand-maître d'artillerie de France, un brevet du 6 avril 1751 qui lui permit d'avoir quatre canons dans le château d'Ollweiller. Madame la comtesse de Waldner née de Vologer, y mourut le 22 août 1764 et fut enterrée dans la chapelle des Waldner, en l'église parroissiale de Soultz, où son époux Chrétien Frédéric Dagobert lui fit élever un beau mausolée de marbre. Il mourut lui-même à Paris, le 10 mars 1783, laissant pour héritier du château d'Ollweiller et de ses fiefs, François Louis de Waldner, son frère ainé, auquel il passa en même temps le titre de comte. Ce dernier céda le château à Krafft de Waldner, son fils, qui

en jouit aujourd'hui.» — Heute ist es im Besitz des Fabrikanten Gros in Wesserling.

Das Besitztum der Waldner wurde im Laufe der Jahrhunderte immer größer. Es umfaßte mit der Zeit Sierenz, Schweighausen, Berrweiler und Beroltzweiler (nach Billing, Geschichte des Elsasses 1781, Bertschweiler in der Nähe von Berrweiler), Schweinheim im Unterelsaß, Bollweiler, Feldkirch, Heitweiler, Munzingen, Fessenheim, Pfaffenheim, Meienheim, Morschweiler, Rimbach-Zell und Herlisheim nebst den Schlössern Freundstein, Ollweiler, Weckental, Hartmannsweiler und (vorübergehend) Wildenstein. Später hatten sie auch ein Schloß in Sulz (O.-E.) — heute die Oberförsterei — und besaßen «das vorrecht der ehren-burgeren in den städten Basel und Mühlhausen, wie dann auch einige an dem ersteren ort bisweilen für etwas zeit gewohnt, wovon etlicher, so allda verstorben sind, annoch vorhandene grabmähler den beweiß ablegen: auch hat Maria Waldnerin, gebohrene von Pfirt, nach absterben ihres gemahls Wolfgang Waldners an. 1602 der universität Basel ein gar erkleckliches stipendium zum behuff eines studirenden verordnet» (Iselin).

Im Baseler Münster sieht man im Kreuzgang ein Grabmal mit der Inschrift: «Christian Friedrich Waldner von Freundstein, Her zu Sirenz, Schweighausen, Beerweiler, Berolzweiler ist hier zu Basel † 20. März 1750 und liegt hier in seiner Väter Gruft.»

In Mülhausen wohnten die Waldner von Freundstein in der Strohgasse (Nr. 1), in dem alten Hause, das heute noch im Volksmund Waldners Hof heißt. Von ihren Beziehungen zur Stadt wird später noch die Rede sein.

«Gleich wie sie ihre herrschafften und güter meistentheils von Kgl. Majestät in Frankreich, ehemalen vom Kayser und dem hauß Oesterreich und verschiedenen anderen Fürsten und Herren zu lehen tragen, also haben sie auch selbsten Adeliche vasallen gehabt. Sie haben das Dominicanerkloster zu Gebweiller erbauen helffen[1] und befinden sich allda so wol als in der Waldnerschen capelle zu Sultz stattliche monumente dieses geschlechts.» (Diese Sulzer Kapelle ist 1340 von Ritter Berchtold erbaut worden.)

«Das wappen, welches das geschlecht noch heut zu tag führet, zeigt drey rothe vögel auf drei schwartzen spitzen in einem silbernen feld» (Iselin). Diese Spitzen bedeuten drei nebeneinanderliegende Höhen in der Nähe der Burg Freundstein, die bei der Fahrt zwischen Rufach und Bollweiler leicht zu erkennen sind.

[1] Wo auch einige Waldner begraben liegen.



Die Waldner von Freundstein waren allezeit hochangesehene und treue Vasallen ihrer Lehnsherren. Wie schon erwähnt, hat sich 1315 Krafft Waldner, der 1311 bei einem Turnier in «Ravenspurg» (Ravensburg an der Bahn von Friedrichshafen nach Ulm) unter den Teilnehmern war, «bey Friederico III. (der Schöne) Austriaco, Römischen König in dem zug wider Ludovicum Bavarum in ansehnlichen kriegsdiensten befunden. Es nennet ihn dieser Kaiser einen ehrbaren Ritter und seinen lieben getreuen Diener in einem brieff, der geben ist ze Veld vor Esselingen an dem montag nach St. Laurencientage da man von Gotes geburt zahlte trützehenhundert darnach in dem fünfzehenden. In dem ersten jahre unseres Riches» (Iselin). Drei Waldner fielen mit Leopold von Oesterreich am 9. Juli 1386 in der Schlacht von Sempach, welche über die Unabhängigkeit der Schweiz von Oesterreich entschied und die Blüte des elsässischen Adels dahinraffte. (Z. B. Hermann und Burkhard von Berkheim, Peter von Rathsamhausen und 28 Ritter von Reinach; der Stamm der Reinach z. B. erhielt da nach einer alten Sage einen schweren Stoß, da nur einer, Haman, durch einen wunderbaren Zufall am Leben blieb.) Iselin nennt sie mit Namen: Hermann, Henmann und Martin Waldner. (Sifferlen sagt S. 28, daß es vier gewesen seien, nämlich noch ein Heinrich Krafft.)

«Anno 1341 beschwören Heinrich, Krafft genannt, Berchthold gebrüder Ritter, Hermann Waldener, Wilhelm Waldener, gevetter Ritter, Bertzmann Waldener und Hermann gevettern Edelknecht (also wohl alle männlichen Familienglieder der Zeit) für sich, ihre erben und nachkommen mit uferhabenen handen und gestabeten worten uf Gotes Lichamen (Leichnam) einen burgfrieden zu der burg zu Freundstein; worinnen die gräntzen des burgfriedens bemercket und anbey verordnet wird, wie diese burg unterhalten und es mit eines jeden gefangenen, die er dahin bringen wird, gehalten werden solle» (Iselin).

Wie ernst es mit dem Treuverhältnis zwischen dem Bischof von Straßburg und den Grafen von Freundstein gehalten wurde, geht aus folgendem Fall hervor, den Sifferlen in der Geschichte der Grafen nicht erwähnt: «Ad annum 1350 schreibt Albertus Argentinensis[1], daß Rütter von Stauffenburg (ein Schloß in der Ortenau) und etliche andere Hannemanum Waldener nepotem Argentinensis et Basiliensis Episcoporum in der stadt Lore[2], an

[1] Ein in Straßburg geborener Gelehrter und Historiker des 14. Jahrhunderts.

[2] Vielleicht Lure, damals auch Leure, an der Bahn zwischen Belfort und Vesoul; einst eine selbständige Abtei, dann zu Murbach gehörig.

dem tische sitzend bey nächtlicher weile erschlagen und sich über die mauren flüchtig gemacht, weßwegen Bertholdus Bischoff zu Straßburg das schloß Stauffenburg gäntzlich zerstörete und ist diese that von Johann Waldener gerochen worden» (Iselin). Die Familie hat übrigens im 14., 15. und 16. Jahrhundert der Kirche manche hohe Würdenträger gegeben.

Bis zum Jahre 1350 dauerte ein sechsjähriger Krieg zwischen den «Waldnern von Sultz» und der Stadt Zürich, die einen Verbündeten der Waldner, Johann von Habsburg, gefangen genommen hatte. Die Waldner erklärten den Krieg, und mancher Züricher saß damals auf der Burg Freundstein gefangen. Die Züricher fingen ihrerseits Straßburger und Baseler, welche nach Maria-Einsiedeln wallfahrteten. Als aber die Bischöfe von Straßburg und Basel und die beiden Städte sich mit den Waldner verbündeten und viele elsässische Edle sich anschlossen, mußte Zürich nachgeben und die Gefangenen ohne Lösegeld freilassen.

Am 1. Mai 1408 erneuert das Haupt der Familie, Konrad Theobald Waldner, den 1341 beschworenen Burgfrieden mit seinen Brüdern Eberhard, Burkhard und Johann und seinen drei Vettern Hermann, Johann und Heinrich Krafft III. In diesem Vertrag wurde auch das Asylrecht berührt und die Weise, wie die zu behandeln waren, welchen auf dem Schlosse Freundstein Schutz gewährt wurde. Ein Senior hatte, bevor er die Burg betrat, 25 fl., ein Ritter 15, ein einfacher Adeliger und jeder bewaffnete Mann 10 fl. zu zahlen.

So hatte sich die Burg zu einem freien, unabhängigen Besitz entwickelt, worin die Herren nach ihrem Gutdünken schalten und walten konnten (Sifferlen, S. 26). Ein Lehen war es gewesen seit jener Zeit, wo (nach Heiß: «Estat de l'Empire ad annum 814» und nach den Familienarchiven — Sifferlen, S. 27) «ein Waldener einer von den vier Generalen Kaysers Ludovici Pii war» und für treue Dienste das feudum oblatum in der schönen und fruchtbaren Gegend des südlichen Wasgaus erhalten hatte. Durch Ritterlichkeit und Tapferkeit haben sich seine Nachkommen zu Ansehen, Macht und Reichtum emporgearbeitet und standen auf gleicher Höhe wie die berühmtesten Adelsgeschlechter ihrer Zeit, zu denen sie vielfach in verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Wenn nach Gatrios «Chronik der Abtei Murbach» 1438, also dreißig Jahre nach jener Erneuerung des Burgfriedens von einer Neubelehnung des Konrad Theobald (Diebold) mit der Burg Freundstein die Rede ist, so handelt es sich wohl nur um eine Formsache, die auch Iselin im Auge hat, wenn er an einer Stelle sagt: «Von dem Bischoff Walthero und an. 1261 an ist diese Adelige geschlecht

bis auf des jetzigen herrn Bischoffs und Cardinalen von Rohan durchleuchtigste Eminenz durch 14 generationes ordentlich belehnet worden.[1]»

Konrad Diebold war der Oheim des damals regierenden Murbacher Abts Dietrich von Haus (Hauß), während dessen Verwaltungszeit die Mülhauser Bürger mit Schloß Freundstein zu tun bekamen. Josua Fürstenberger, der Mülhauser Stadtschreiber und Historiker, berichtet darüber (Le vieux Mulhouse. II, S. 59):

«Ein ernsthafter handel erhube sich noch deßelben jahrs (1441) mit Hans ze Rein (Zurhein) edelknechten, welcher auff Martini der stadt zwen metzger bey Bartenheim auffgefangen, dieselben erstlich gen Meyenheim, hernach gen Regeßheim und endlich auf das schloß Freundstein geführt, und alsdann erst einen absag (Absagebrief) zugesant, welche unredlich geachte that die Mülhauser also erhitzet, daß sie gleich darauff nach erlangtem paß von der obern Mundat mit acht hundert und vierzehn man ihres volks unter ihrem paner und etlichen stück büchsen für Freundstein gezogen sind, Hanßen ze Rein (jedenfalls ein Bundesgenosse des Burgherrn) darin belagert und also genötiget haben, daß er ihne die gefangene ohne alle entgelt herausgegeben. Dieweil man aber damit nicht zufrieden sein wollen, hat sich Herr Dietrich von Hauß, abt zu Murbach, in die sach geschlagen und durch seine räth mit der stadt haubtleuthen Jakob Furin (M. Mieg nennt ihn in Band I seiner «Geschichte der Stadt Mülhausen», S. 69 Fürm), Hans Schneider, Ulrich Schlosser, Hans Brüstlin, dem schultheissen, Andres Schad, dem Stadtschreiber, Heinrich Hug und Claus Wilhelm so viel reden und handlen laßen, daß sie freytag nach Andres abgethedigt (?) und mit Hans ze Rein verglichen worden.»

Ein hervorragender Kriegsheld unter den Waldnern war Hermann V., gestorben 1484, der unter den Truppen des Dauphins bei St. Jakob an der Birs in der zehnstündigen Schlacht vom 26. August 1444 gegen die Schweizer kämpfte. Er stand um 1449 auch auf dem Kriegsfuß mit den Städten Zürich und Frankfurt. 1469 ward «Hermann Ritter von Hertzog Carl in Burgund zum Rath bestellt in denen vom Hertzog Sigismund von Oesterreich ihme übergebenen landen, Grafschafft Pfirdt, stadt Breysach, Schwartzwald usw. laut bestallungsbrieffs de dato Lille den 10. april 1469, worinnen gedachter Hermann von Hertzog notre amé et féal Chevalier Messire Hermann

[1] Armandus Gaston de Rohan war 1704 Bischof von Straßburg geworden.





Waldner genennet wird» (Iselin). Er hat 1487 das schon erwähnte Schloß Weckenthal gekauft, das dann sein Sohn Anastasius Waldner 1522, zwei Jahre vor seinem Tode, wieder herstellte und «mit einem dreyfachen Graben, vier Thürmen und andern Festungswerckern hat versehen lassen». So meldet Billing, der noch folgendes hinzufügt: «1652 ist es durch Reinhold von Rosen eingeäschert worden. Noch tragen es die Baronen von Waldner vom Bisthum Basel zur Lehn.»

Daß gute Freunde die schlimmsten Feinde werden können, mußte derselbe Hermann erfahren. Man hatte 1473 auf einem seiner Güter einen Schatz gefunden, den der Bischof von Straßburg für sich in Anspruch nehmen wollte. Hermann Waldner widersetzte sich und fühlte sich als Rat Karls des Kühnen (und so Unterlandvogt unter Peter von Hagenbach) um so sicherer, zu seinem Recht zu kommen. Da gab es Streitigkeiten, die nicht weniger als 17 Jahre dauerten. Die Dörfer Berrweiler und Beroltzweiler mußten schwer leiden; denn sie wurden von den Bischöflichen niedergebrannt. Die Burgen Weckenthal und Freundstein widerstanden ihnen, und sie mußten sich zurückziehen.

Sein Sohn, der oben genannte Anastasius (gekürzt Anstatt) setzte den Kampf gegen den Bischof von Straßburg fort. Mit seinem Bruder Jakob, einem tapfern jungen Mann, und der Hilfe seiner Verwandten und Freunde konnte er eine Fußtruppe von 1200 Mann und 800 Reiter ins Feld stellen. Da es ihm nicht gelang, den Bischof Albert in seinem Schlosse Isenburg gefangen zu nehmen und Rufach in die Hände zu bekommen, suchten die Waldnerschen Scharen die damals bischöflichen Dörfer Gundolsheim, Hartmannsweiler und Wünheim heim. Erst 1490 kam der Friede zustande. Sulz gehörte damals zum «Obern Mundat», und darum ist es begreiflich, daß die Sulzer kurz vor dem Frieden den Freundstein berannten und teilweise zerstörten. (Unrichtig ist da Glöcklers Angabe in seinem Buche «Das Elsaß», daß «1490 das Schloß, wo Raubritter hausten, von Sulz eingenommen wurde». Das war 1431 unter Peter von Ostein.

Von demselben Anstatt Waldner «braucht Maximilianus I. damahls Römischer König in einem Diplomate de dato Hall im Ynthal am freytag nach Sant-Erhartstag anno 1494 diese Worte: «Wir Maximilian etc. bekennen offentlich und thun kund allermänniglich, daß Wir Unserm getreuen lieben Anstatt Waldner unserm diener[1], um seines getrewen nutzlichen ver-

[1] Anastasius war General der Kavallerie des Kaisers in den Kämpfen gegen die Florentiner, wobei er den rechten Arm verlor.



dienens willen, so Er Uns vormahls und sonderlich yetzt in Unserm veltzug in Ytalien gethan hat und hinfür wol thun mag und soll, die gnad gethan und zugesagt haben wissentlich in crafft dieses brieffs, also wann Er Uns ain oder mehr lehen und eigen gut in Unnsern landen Ellsaß, Sungkaw (Sundgau), Breißgaw oder auf dem Schwartzwald gelegen, das Uns und dem heiligen Reiche zugehört und Uns durch tod-fell, miß-handlung oder in andere wege heimgefallen oder enntzogen und Uns bisher verswigen weren, antzaigen oder benennen wirdet, daß Wir Ihm und seinen erben dieselben heimgefallen lehen und eigen güter, auf solch sein antzaigung lehen für lehen und aigen für aigen gnediglichen leihen und geben und ihm darüber notdürfftig lehen- und gabs-briefe, wie sich gepürt, verfertigen sollen und wöllen.»

Derselbe Historiker (Iselin) fährt fort: «Es hat auch diese expectatio bald darauf ihren würcklichen effect erlanget, gestalten dieser Monarch ihne Anstatt Waldner anno 1510 mit der burg und dorff Schweighausen und den dörffern Ehnen-weiller (längst verschwunden) und Michelbach mit allen ihren rechten und zugehörungen, in gemeinschaft Conraden von Schweighausen des damaligen besitzers, simultane investiret, welches auch anno 1520 Kayser Carl der fünffte in favor gemeldten Anstatts, und anno 1554 Ferdinandus I. Römischer König vor Jakob Christoph und Burckart Waldnern alle die lehen, so sie bishero in gemeinschafft mit denen von Schweighausen besessen, samt und sonders gegeben, wordurch Maximiliani I. expectatio in völlige execution gesetzt worden, wie dann von selbiger zeit bis auf den heutigen tag diese lehen sämtlich, ausgenommen Michelbach, so mit lehenherrlichen consens an die Reinach verkaufft worden, von dem geschlecht der Waldner besessen worden.»

Im Jahre 1525 zogen 5000 Bauern gegen die Burg Freundstein, die sie eroberten und verbrannten. Drei Nächte hindurch leuchteten die Flammen über Berg und Tal, bis die Feste ein wüster Trümmerhaufen war. Bis nach Freiburg hin hat man die Flammen gesehen.

Ein Jahr vorher war Anstatt Waldner fern von der elsässischen Heimat in Tirol gestorben. 1523 hatte sein Sohn Christoph, Ritter des Johanniterordens, bei der Belagerung von Rhodos durch den Sultan Solimann II. das Leben eingebüßt. Eine Tochter Helena war Aebtissin in Andlau. Ihr Bruder Beat «schreibt von Rom vom Sambstag nach Unsers Herrn Frohnleichnamstag 1527 an den (dritten) Bruder Hanß Jacob Fürstl. Oesterreichischen Regenten und Rath zu Ensisheim und berichtet ihn, daß sie ihren frommen (vierten) Bruder

Hansen an dem sturm zu Rom verloren haben» (Iselin). Beat fiel später auch.

So war Hans Jakob von Anstatts Söhnen allein übrig geblieben. Unter ihm und seinem Sohn Jakob Christoph Waldner (der nach Sifferlens Angabe von 1528—1588 lebte und also unmöglich, wie Sitzmann, Bd. II, S. 939 sagt der Sohn des 1523 gefallenen Christoph sein kann) wurde Freundstein wieder aufgebaut. Nachdem sie aber 1562 durch einen zündenden Blitzstrahl wieder in Schutt und Asche fiel, blieb die Burg Ruine. (Wer gibt aber da die richtige Zeit an? Sifferlen sagt in seinem 4. Buch, S. 13, es sei am 17. April 1562 gewesen; S. 21 gibt er selbst dann wieder das Jahr 1561 an — nach den Angaben der Familie Waldner von Freundstein —, und Mündel meint S. 640, der Blitz habe 1563 hineingeschlagen.)

Hans Jakob, der 1537 starb, hat von den Edlen von Hallwil Sierenz erworben. Billing meldet darüber, daß Burkhard von Hallwil dieses Lehen seinem Tochtermann Jakob von Waldner um 5000 fl. überließ. Unter Jakob Christoph, der sich als erster dem Protestantismus zuwandte, kam das Lehen Schweighausen infolge der zu Recht geltenden Zusage des Kaisers Maximilian aus dem Jahre 1494 der Familie für immer zu. Die Angaben über die Nachkommen Jakob Christophs gehen bei Sifferlen S. 27 und Sitzmann S. 939, Bd. II auseinander.

Bis zu einem weiteren Hans oder Johann Jakob, dem Sohne Jakob Christophs, reicht eine Aufzählung der Ahnen durch Johann Philipp Hofer, «Prediger Göttlichen Worts in Müllhausen», in einer Schrift, die anläßlich des Begräbnisses eines jungen Philipp Jakob Waldner von Freundstein (1698) in der St. Stephanskirche verfaßt worden. (Leider habe ich sie nur als Bruchstück erwerben können.) Die Aufzählung ist insofern auch von Wichtigkeit, als daraus hervorgeht, mit welchen hervorragenden Adelsfamilien die Edlen von Freundstein verbunden waren.

Nach dieser Zusammenstellung der Ahnen des verstorbenen Knaben hatte der zuletztgenannte Johann Jakob Waldner von Freundstein einen Sohn, Georg Wilhelm, der (nach Iselin) 1640 «Fürstlicher Markgräflicher Badischer Rath und Ober-Vogt der Obern Herrschafft Röteln war. (Da stimmen bei Sifferlen, S. 21, die Jahreszahlen nicht, da er bei 12 und 13 — Vater und Sohn — dieselbe Lebenszeit angibt.)

Georg Wilhelms Sohn war Philipp Jakob, «gleichfalls Fürstlich Baden-Durlachischer Rath und Landvogt der Herrschafft Röteln und Ritter-Rath der Ober-Elsässischen Ritter-



schaft». Dessen Sohn, Friedrich Ludwig I. (1648—1708) war in seiner Jugend «das haupt der Teutschen nation auf der universität zu Orleans und diente nach der hand als Hauptmann in Königlichen Frantzösischen diensten». Ein Vetter seines Vaters, Johann Jakob, war der erste gewesen, der unter Frankreichs Fahne kämpfte und fiel. Es war in der Schlacht bei Marienthal am 5. Mai 1645, wo Turenne von Mercy besiegt wurde.

Friedrich Ludwig ist der erste Waldner und Sproß des von militärischem Geiste belebten Geschlechts, von dem wir hören, daß er in den jungen Jahren sich auch den Wissenschaften zugewandt hat und seine Kinder studieren ließ. War doch der ältere der zwei Söhne, die ihm blieben, Friedrich Ludwig II., Student auf den Universitäten Altorf (Altdorf) in Franken, Leyden in Holland und Gießen und wurde hier «Licentiatus Juris creirt». Er ist dann nachher ein hervorragender Verwaltungsbeamter an deutschen Höfen gewesen und von 1723 an am französischen Königshofe. Im Chor der alten Stephanskirche zu Mülhausen ist er begraben worden.

Mit ihm und seinem Bruder Christian Karl Philipp beginnt eine Zweiteilung des Geschlechts. Friedrich Ludwig II. gründet die ältere oder Schweighauser Linie, der jüngere die Sierenzer. (Auch hier ist bei Sifferlen ein Irrtum. Nach Nikolaus Ehrsams «Bürgerbuch der Stadt Mülhausen» ist dieser jüngere, Christian Karl Philipp, als im Jahre 1686 geboren, in das Taufbuch der Mülhauser Stephanskirche eingetragen worden, während Sifferlen, S. 22, bei Vater (eben diesem Christian Karl Philipp) und Sohn wieder die gleiche Lebenszeit — 1710 bis 1758 — angibt).

Ein dritter Bruder dieser beiden war der schon erwähnte, im zartesten Alter verstorbene Philipp Jakob. Ehe ich aber auf die Begräbnisfeier eingehe, will ich noch einige Momente aus der Geschichte der beiden Zweiglinien erwähnen.

Seit 1615 hatten sich die Waldner in Mülhausen ansässig gemacht, und sowohl von der Schweighäuser als auch von der Sierenzer Linie wurden Kinder in das Taufbuch der Stephanskirche eingetragen bis zum Jahre 1792. Im Chor der Kirche hatten sie eine Familiengruft, von der ein schönes Grabmal heute noch in der Sakristei der deutsch-reformierten Stephanskirche erhalten ist. Es trägt folgende Inschrift: «Hic situs est alsatiae nobilitatis decus Fredericus Ludovicus Waldner a Freundstein, Schweighusae, Bervillae, Berolzvillae, Sirentzii Dynasta, strenuus virtutis et musarum alumnus, ad electoralis regias et Caesaris aulas Legatus Ludovici XV munificentiam meritus, quinque filiorum et quatuor natarum superstitum

pater, Mulhusii quem natalem et fatalem expertus est locum, caduca mundi praemia reliquit A. C. MDCCXXXV, XVI April, aetatis annor. LVIII, mens IV, diei X, moestissima conjux Francisca Salome Wurmseria a Vendenheim et Sundhausen, nupta XXIV Mart MDCCVII perennis in moritum pietatis monum, hoc posuit.» (Der Grabstein ist demnach eine Erinnerung an den oben erwähnten Friedrich Ludwig II. — 1676 bis 1735 —, den Sohn Friedrich Ludwigs I. und seiner Gemahlin Cordula von Rothschütz und Gründer der Schweighauser Linie.)

Als 1648 das Elsaß in französischen Besitz kam, dienten die Waldner mit gewohnter Hingebung ihrem neuen obern Kriegsherrn. Matthäus Mieg, der Mülhauser Chronist, teilt in I, S. 233 folgendes mit: «1743 gab der König von Frankreich die Verordnung, 36 neue Schweizerkompagnien, jede zu 175 Mann, aufzurichten. Für zwey dieser Kompagnien, zu den Regimentern Vigier und Bettens, erhielten die Nomination: Herr Christian Jakob Waldner von Freundstein in Schweighausen und Herr Christian Philipp Waldner von Freundstein in Sierentz für seinen Sohn Christian, und wurde ihnen die Werbung in der Stadt (deren Bürger sie waren) erlaubt, auch durch Trommelschlag bekannt gemacht.»

Der genannte Christian Jakob war ein Sohn Friedrich Ludwigs II., ein Haudegen erster Güte, der schließlich bei Roßbach verwundet wurde und an den Folgen der Verwundungen 1764 in Paris starb. Seine Brüder Christian Friedrich Dagobert, der früher schon als Wiedererbauer des Schlosses Ollweiler genannt worden ist, Leopold Johann und Franz Ludwig waren gleichfalls hervorragende Heerführer.

M. Lutz, der in der Nummer vom 26. März 1872 des «Journal de Mulhouse» dem Grafen Christian Friedrich Dagobert einen Artikel widmete, weist darin auf den zum Teil schweizerischen Charakter des Adelsgeschlechts hin, das auch in Aarau das Bürgerrecht besaß. Von Christian Friedrich Dagobert sagt er, daß ihn von Kindheit auf ein kriegerischer Geist belebte. Der junge Waldner ergriff daher schon früh die Waffen und diente im französischen Schweizerregiment May bis zum Aide-Major. Dann wurde er Bataillonskommandant bei dem Regiment Bürli und erhielt 1741 eine Kompagnie bei der Schweizergarde mit Oberstrang. Von 1743—1774 hat er mit derselben allen Feldzügen, Treffen und Belagerungen beigewohnt und sich dabei so vorteilhaft ausgezeichnet, daß sich der König bewogen fand, zur Belohnung seiner schon so vielfach erprobten Tapferkeit ihn und seine Nachkommen in den Grafenstand zu erheben. Im Jahre 1755 wurde er Oberst beim Regiment



Wittmer. In der Schlacht bei Roßbach leistete er an der Spitze seiner Brigade den hartnäckigsten Widerstand, so daß er sich erst vom Schlachtfelde zurückzog, als der kommandierende Feldherr, Prinz von Soubise, ihm, dem Unbesiegten, den Rückzug befahl. Noch im gleichen Jahre 1757 wurde Christian Friedrich Dagobert Waldner Chef des Regiments Wittmer. 1758 befehligte er in dem Treffen bei Sangershausen ein besonderes Korps, mit welchem er mit solchem Nachdruck gegen den Feind agierte, daß dieser weichen und den Franzosen den Besitz von Hessen überlassen mußte. Nicht nur deckte er die gemachten Eroberungen, sondern er half auch 1760 den Sieg bei Coßbach erringen, indem er mit solcher Heftigkeit den Feind, der sich schon Sieger glaubte, angriff, daß dieser endlich sich zurückzuziehen genötigt sah. Er eroberte auch in diesem für ihn so ehrenvollen Kampfe 20 Kanonen; er selbst aber wurde verwundet. In den Jahren 1761 und 1762 machte er die Feldzüge unter Broglie und Condé am Niederrhein mit, worauf er am 25. Juli 1762 zum Generallieutenant ernannt wurde. Im Jahre 1767 kommandierte er die in dem Feldlager bei Compiègne zusammengezogenen königlichen Truppen. Er starb im März 1783. «Dagobert Waldner war ein ausgezeichneter Offizier, der mit gewandter Taktik und mit geübter Kriegslist ebenso oft als mit seinem kühnen Muth den Feind in Verlegenheit setzte und damit den humansten Charakter und die edelste Simplizität verband.» — Der in den Kriegen seiner unruhigen Zeit ergraute Soldat brachte den Lebensabend auf seinem Schlosse Ollweiler zu, wo er auch entschlief. In der Waldnerschen Grabkapelle zu Sulz liegt er neben seiner Gemahlin Ludovica Franzisca, geb. de Vologer, begraben, die ihm schon 1764 im Tode vorausgegangen war.

Dagoberts Bruder, Franz Ludwig (1710—1788), wie sein Vater Franz Ludwig II. auch im Chor der ehemaligen St. Stephanskirche zu Mülhausen begraben — nach Theobald Walters «Alsatia superior sepulta», S. 392, hatten zehn Glieder der Familie dort ihre letzte Ruhestätte gefunden —, war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und, wie gesagt, auch ein ausgezeichneter Soldat, den Ludwig XV. hochschätzte. Er ist der Vater der literarisch bedeutsamen Frau von Oberkirch, geb. Henriette Luise Waldner von Freundstein. Maurice Bloch gibt in seinem Buche «Femmes d'Alsace» ein Bild dieser hervorragenden Dame. Im Jahre 1754 wurde sie auf Schloß Schweighausen geboren und genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Noch jung an Jahren, konnte sie sich rühmen, Goethes «Götz von Berlichingen» zwanzigmal gelesen zu haben. Sie stand mit dem Dichter, den sie persönlich kannte, in Briefwechsel, auch

mit Wieland. Noch mehr Interesse als für die Literatur zeigte sie für die Geschichte, besonders für die ruhmreiche Vergangenheit ihres Stammes. Ihre Mutter, Wilhelmine Augusta Eleonora Sophie von Bergheim, hatte sie früh verloren und verlebte einen großen Teil ihrer Jugend am Hofe Eugens von Württemberg-Montbéliard, wo sie die intime Freundin der Prinzessin Dorothea, der späteren Zarin Fedorowna, wurde. Mit 19 Jahren vermählte sie sich mit dem Baron von Oberkirch und bewohnte mit ihm das Schloß Ollweiler, wo sie viele vornehme und höchste Besuche empfing. Sie hielt sich auch am Hofe der Königin Marie Antoinette auf. Nach dem Tode ihres Vaters zog sich Frau von Oberkirch nach Straßburg zurück, wo sie durch die Stürme der Revolution in die schlimmsten Lagen kam und das Unglück und die Verluste ihres Hauses erleben mußte. Am 10. Juni 1803 starb sie in Straßburg. Die Zarin schrieb ihrer Tochter, die mit Montbrison, dem Rektor der Straßburger Akademie verheiratet war, einen Trostbrief, der von großer Liebe und Zuneigung zu der toten Freundin zeugte. In ihren Memoiren sagt Frau von Oberkirch, daß sie am 7. Juni 1754 in der Pfarrkirche St. Stephan zu Mülhausen getauft worden sei. (Ehrsams «Bürgerbuch der Stadt Mülhausen 1850», das nur die im Taufbuche eingetragenen männlichen Abkömmlinge der Waldner aufzählt, erwähnt ihre zwei Brüder, Gottfried und den jung verstorbenen Krafft, geboren 1752 und 1757.) Von Frau von Oberkirch pflegte der Kardinal de Rohan zu sagen: «Es gibt nur drei in der Konversation wirklich liebenswürdige Damen im Elsaß: Frau von Dietrich, Frau von Berkheim-Schoppenwihr und Frau von Oberkirch.» Ueber Gottfried schweigt sie in ihren Memoiren und hatte wohl ihre Gründe. Als die Revolution ausbrach, verließ dieser das Schloß Schweighausen, um nie wieder zurückzukehren. Da er sich indessen nicht den Emigranten anschloß, wurde er in Ruhe gelassen und sein Eigentum nicht konfisziert. Später wurden seine Güter unter seine Kinder verteilt und in den Jahren 1825 bis 1835 in verschiedenen Losen verkauft. Das Schloß Schweighausen kam in die Hände von Pächtern und war auch schon 1801 zum Teil abgebrochen worden. Gottfried selbst starb am 4. Oktober 1818. Die Kinder, die ihm seine Gemahlin Friederika von Stein geboren hatte: Ferdinand, geb. 1784; Theodor, geb. 1786; Eduard, geb. 1789 und der 1792 in Straßburg geborene Cäsar, wurden sämtlich in der Mülhauser Stephanskirche getauft. Von Eduard sagt Ehrsam noch in einer Anmerkung, daß «er neulich zur Würde eines Lieutenant-général erhoben wurde». Theodor hat als hervorragender Offizier unter Napoleon I. gestanden und starb als Kavallerieoberst 1864.



Ein Sohn Theodors, Ferdinand, 1819 in Mannheim geboren, starb in dieser Stadt im Jahre 1866. (Sifferlen sagt 1857.) 1851 ist Eduard, der vorhin erwähnte Generallieutnant, der schon an Napoleons I. Feldzügen ruhmreich teilgenommen hatte, zum Divisionsgeneral (6. Div.) in Straßburg ernannt worden. Er starb am 3. April 1879 zu Paris im hohen Alter von 90 Jahren. Cäsar starb in den 60er Jahren zu Belfort. Ein Sohn Eduards, Gottfried, wurde am 7. August 1824 in Mülhausen geboren und kämpfte als Oberst im Krieg 1870/71. 1886 nahm er als Brigadegeneral seinen Abschied. Während die Sierenzer Linie, von der zwei Waldner bei der Verteidigung der Tuilerien 1792 fielen, längst erloschen ist, blüht die andere, die Schweighauser, noch weiter fort. Sifferlen nennt S. 19 und 22 als jetzige Repräsentanten des Geschlechts den Grafen Eugen von Waldner, geb. 1845; den Baron Eduard, geb. 1876, den Baron Maurice de Waldner de Freundstein, die sämtlich in Paris leben, und den alten General Gottfried in Monte-Carlo. Ihr eigentlicher Wohnsitz ist, wie mir Herr Bürgermeister Ehrhardt in Sulz i. O. mitteilt, Lurcy-Levy (Département Allier). In Sulz besitzen die Grafen heute noch ein Schloß, das sie jedes Jahr besuchen. Auch sind sie noch Eigentümer der Melkerei und der Ruine Freundstein mit dem umliegenden Weide- und Waldkomplex. Der Begräbnisplatz der Familie ist auf dem evangelischen Friedhofe zu Sulz, an einer Stelle, die eine Aussicht auf die Burg Freundstein gestattet. Die Begräbniskapelle an der Pfarrkirche ist noch erhalten. Theobald Walter weist in seinem Werke Alsatia superior sepulta darauf hin, daß Waldner auch in Berrweiler und Hartmannsweiler begraben wurden (S. 16 und 17).

Und nun zu dem Begräbnis des jungen Philipp Jakob von Waldner in der ehemaligen Stephanskirche zu Mülhausen: Tiefe Trauer war am 21. August 1698 ins Schloß Schweighausen eingekehrt, als der zehnjährige Junker nach kurzer Krankheit die Augen für immer geschlossen hatte. Der trostreichen, schönen Predigt legte Pfarrer Johann Philipp Hofer (seit 1675 im Amt) die Worte aus 1. Mos. 11, 28 zu Grunde: «Haran aber starb vor seinem Vater.» Nach der Predigt fuhr er fort:

«Jetzt ist es an dem, daß wir Ewer Lieb berichten von dem Adelichen Herkommen, Christlichen Geburt, zugestossener Unpäßlichkeit, und seligen Abscheid deß in Gott ruhenden jungen Edelmans, der uns Anlaß zu diser Betrachtung gegeben hat. Und zwar die Sach wohl erwogen, so ist gegenwärtige Leich in vilen stucken der alten nicht gar ungleich.

Haran war aus einem guten uralten Geschlecht gebürtig,



ein Nachkömling und Sohn des frommen Sems in dem 9. und des Noahs in dem 10. Grad. Auß einem solchen guten adelichen Geschlecht ist entsprossen unsrer Selige Junge Herr: Dann sein Herr Vatter ist der Hoch-Edelgeborene Herr Friederich Ludwig Waldner von Freundstein. Sein Fraw Mutter, die Hoch-Edelgeborene Fraw Maria Cordula von Rotschütz; von welchen Hochbetrübten, Ansehnlichen Adelichen Elteren Er den 7. und 17. November Anno 1688[1] in dem Schloß Schweighausen an das Liecht diser Welt erzeuget worden. (Es folgt jetzt die Ahnenreihe, zu deren Verlesung nicht wenig Mut und Ausdauer gehört haben mag.)

Die Groß-Elteren Vätterlicher Seiten waren der Hoch-Edelgeborene Herr Philipp Jakob Waldner von Freundstein und die auch Hoch-Edelgeborene Fraw Anna Ursula Eckbrechtin von Türckheim.

Die Uhr-Großelteren Großvätter Vätterlicher Seiten waren (bei denselben Wortlauten) Georg Wilhelm Waldener und (wieder so) Fraw Eva von Venningen.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großvätter-Vätterlichen Seiten: Johann Jakob Waldner von Freundstein und Fraw Lucia von Sickingen.

Die Uhr-Uhr-Großelteren von der Uhr-Großmutter, Großvatter Vätterlicher Seiten: Philipp Erasmus von Venningen und Fraw Catharina von Bärenfels.

Die Uhr-Großelteren Großmutter Vätterlicher Seiten: Herr Joh. Wolff Eckbrecht von Türckheim und Fraw Veronica von Fleckenstein.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großmutter Vätterlicher Seiten: Herr Chun Eckbrecht von Türckheim und Fraw Anna Landschädin von Steinach.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großmütter Vätterlicher Seiten: Herr Friederich von Fleckenstein und Fraw Ursula von Windeck.

Die Großelteren Mütterlicher Seiten: Herr Niclaus Bernhard von Rothschütz und Fraw Anna Elisabetha von Creilsheim.

Die Uhr-Großelteren Großvätter Mütterlicher Seiten: Herr Bernhard von Rothschütz und Fraw Ester von Reitenbach.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großvätter Mütterlicher Seiten: Herr Bernhard von Rothschütz und Fraw Magdalena von Malditz.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großvätter Mütterlicher Seiten: Herr Niclaus von Reitenbach und Fraw Margaretha von Reitzenstein.

[1] Alten und neuen Stils, da um jene Zeit auch bei den Protestanten, hier in Mülhausen früher als in Deutschland, der «verbesserte» oder Gregorianische Kalender eingeführt worden war.





Die Uhr-Großelteren Großmütter Mütterlicher Seiten: Herr Johann Sigmund von Creilsheim und Fraw Johanna Zoblin von Gibelstatt.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großmutter-Mütterlicher Seiten: Herr Georg Wolff von Creilsheim und Fraw Helena Geyerin von Gibelstatt.

Die Uhr-Uhr-Großelteren Großmutter-Mütterlicher Seiten: Herr Heinrich Zobel von Gibelstatt und Fraw Amalia Truchsessin von Wetzhausen.

Von wohlgedachten Hochadelichen Elteren ist der seligverstorbene junge Herr gleich nach seiner Geburt Christo Jesu und seiner Kirchen durch die H. Tauff einverleibet, und ihm der Name Philipp Jacob gegeben worden.

Und von dem an haben Sie an aller Gottesförchtigen und trewen Aufferziehung gantz nichts ermanglen lassen, sondern ihrer gebührender Elterlichen schuldigkeit, an ihrem nunmehr selig verstorbenen Sohn, mit aller Sorgfältigkeit und müglichsten Fleiß ein sattsames gnügen gethan, und sobald er nur ein wenig zum Verstand gekommen, hat man an ihm, ein frommes zu Adelichen Tugenden, absonderlich zum Studiren begirliches Gemüth gefunden, zu welchem Studiren ihn dann auch fleissige Präceptores gehalten worden, welche ihne durch Gottes Gnad, so weit gebracht, daß er eine grosse zahl Biblischer Historien sich bekant gemacht, massen er täglich eine newe außwendig hergesagt, seinen Catechismum fleissig, wie auch schöne Psalmen erlernet, auch die fürnehmste Christliche Glaubens-Fragen mit Sprüchen auß heiliger Schrifft probieren können. Er ist auch in der Lateinischen Sprach nach seinem Alter so wohl erfahren gewesen, daß er mit seinem Herren Informatore auch in der Schwachheit lieber Latein als Teutsch geredt; Sonsten ist er der Gottesforcht sehr ergeben gewesen, Abends und Morgens fleissig gebettet, auch dabey biß in sein seliges Absterben beständig verharret. Er hat sich auch jederzeit gegen seine Hochbetrübte Hoch-Adliche Elteren dergestalt mit Kindlichem und beständigem Gehorsam erzeiget, daß sie bederseits allezeit vergnügt gewesen; gegen jederman sich freundlich erwiesen, so daß er von allen geliebt worden. In Summa der selig verstorbene Junge Herr hat in allen Adelichen Tugenden in der kurtzen Zeit seines Lebens sich dergestalt angelassen, daß eine grosse Hoffnung zukünfftiger Perfektion derselben darauß zu schöpffen gewesen, derowegen auch den hochbetrübten Eltern diser Riß eines so gehorsamen Kindes desto mehr zu hertzen gehet.

Haran starb vor seinem Vatter in seinem Vatterland. Also hat es dem Allerhöchsten gefallen, den jungen Herren auß diser jammervollen Welt in die ewige Frewdenstatt zu versetzen vor



seinen Hochansebenlichen Elteren, und zwar in ihrer Gegenwart und auff ihrem adelichen Sitz. Zu dem End ihne den 12. und 22. Augusti mit der gefährlichen Kranckheit der rothen Ruhr[1] angegriffen, welche Kranckheit ihn gleich so ermattet und erschlagen, daß er weder Speiß noch Artzeney mehr können zu sich nehmen, und ob gleich die Herren Medici an Verordnung guter und diensamer Medicamenten, und die Seinige an fleißiger Wartung keine Mühe gesparet, so hat doch die Schwachheit den 19. und 29. hujus (d. h. desselben Monats) dermassen zugesetzet, daß er zu seinem Herren Informator gesprochen, er könte vor grosser Mattigkeit nicht laut bätten, er sollte ihm vorsprechen, so wolle er nachbätten, und nachdem es mit etlichen Gebättern verrichtet worden, hat er verlangt auch vor seinem lieben Herren Vatter und Fraw Mutter zu bätten; sonderlich hat er zu dem 51. Psalm lust gehabt; und obwohl die Schwachheit bis zur Nacht angehalten, daß die betrübte umstehende vermeinet, er wurde ihnen unter den Händen verscheiden, so hat er sich doch allezeit gedultig erzeiget, und in währendem Schmertzen laut angefangen zu bätten den gedachten 51. Psalmen, und andere geistliche Gebätter; den 21. und 31. Augusti hat es Gott gefallen Abends umb 6 Uhr, nach 9tägiger außgestandener Schwachheit, durch einen sanfften und seeligen Tod, unter dem Gebätt der anwesenden Ihn zu sich in sein ewiges Reich abzufordern, nach dem er in disem Jammerthal zugebracht 9 Jahr, 9 Monath und 2 Wochen.

So machen wir Ihm dann billich das Epithaphium oder Grabschrift wie Moses seinem Haran: Mortuusque est Philippus Jacobus ante Patrem suum Fridericum Ludovicum in arce patria.

## Beschluß.

Gleichwie unser Verstorbene dem Haran gleich gewesen, also mögen seine Hochansehnliche Elteren dem Vatter Tharah verglichen werden. Dann dieser hatte 3 Söhne, wie eingangs gemeldet. Ebenmäßig unsere hochbetrübte Elteren. Der Jüngste wird weggenommen, die zwey Aeltesten übergelassen. Wolan so erkennet dann, betrübte Elteren! die Gnade Gottes und preiset die weise Regierung ewers himlischen Vaters. Er nimmt Euch einen Sohn, laßt Euch aber noch zwey, einen bereits hoch qualificierten, und in den Studiis so wohl, als in den Adelichen Exercitiis wohl versierten[2], und einen anderen ebenmässig sich

[1] Flecktyphus.

[2] Es ist der früher erwähnte Friedrich Ludwig II.

wohl anlassenden (Christian Karl Philipp) zu ewerem Trost und Erquickung. Und über dieselbe auch mit allerhand Tugenden wohlgezierte Fräwlin Töchteren. Ey so laßt Euch dann mit der göttlichen Abtheilung benügen. Er handlet ja nicht mit Euch wie König Darius mit jenem Persischen Edelmann Artabazus, dem er seine 3 Söhne, auß denen er nur einen gern zu Hauß behalten hätte, zugleich und auf einmahl umbs leben bringen lassen. So übel ergehet Euch nicht. Seyt zufriden, daß ewer Sohn gestorben im Frieden, im Vatterland, vor ewerem Angesicht, freywillig und wohlgerüst. Der Herr gebe Euch und uns allen eine selige Nachfahrt durch seinen allerliebsten Sohn Jesum Christum, Amen!

Aus dem nachfolgenden Gebet geht hervor, daß der damals 49jährige Vater, Friedrich Ludwig I., in jenen Tagen eine «geschwächte Gesundheit» hatte.

An den Bericht über den Trauergottesdienst, der ebenso naiv als treuherzig anmutet, sind einige Gedichte angeschlossen, die Mülhauser zu Verfassern haben.

---

### Trauergedicht

**von M. Joh. Philipp Hofer, Prediger in Mülhausen.**

Ja wohl, der bleiche Tod ob solte der nur lauren,
Auff altbetagte Leut, Unedle, Knecht und Bauren?
Ach nein! Er greifft auch an den Edlen und die Kron,
Das ist sein Symbolum: daß er niemand verschon.
Er ist Catholicus, der über all regieret,
Der beyde Jung und Alt an Todten-Tantz hinführet,
Mit seiner Sensen scharff mayt diser Menschenfraß
Ein junge Blum hinweg, so bald als altes Gras.
Hoch-Adeliches Paar! Das habt ihr jetzt erfahren,
Wer war der liebe Sohn von zehen wenig Jahren,
Ein schöner Edler Zweig: Ein schöne Gottes Gab,
Die jetzt der bleiche Tod verfället in das Grab:
Ansehen hats gehabt, als ob der Ast und Stammen
Die Wurtzel und der Zweig, der Adeliche Namen,
Der Waldnern Edlen Hauß, von Freundstein her genant,
Auff einmahl fallen solt in dises Würgers hand:
Gott aber Gut und Trew, der niemand thut beladen
Mehr als sein Krafft vermag, der wolte so nicht schaden
Dem Hoch-Wohl-Edlen Hauß, daß Vatter mit dem Sohn
Auff einmahl zahlen solt der Sünd bestimmten Lohn.
Den Kränckten Vatter ja hat Gottes Gnad und Güte
Zur Gsundheit widerbracht; den Gott noch lang behüte!



Das liebe Söhnlein, ach! das hat müssen werden,
Allein der Würmen speiß, ein Staub und dürre Erden.
Hoch-Adeliches Paar! Das sey dann Ewer Trost:
Ist schon das Söhnlein tod, der Vatter ist erlößt;
Der Stammen ist noch da: Gott hat nur abgenommen
Ein Ast von diesem Baum, versetzet zu den Frommen.
So seyt dann wol gemuth! ergebt Euch Gottes willen,
Gott woll, was ihr begehrt, nach seinem Rath erfüllen;
Er segne Ewer Hauß, die Edlen Kinder all
Mit seinem Geist und Gnad, mit Gütern ohne zahl,
Er woll Euch lange Zeit gesund und frisch erhalten,
Mit seiner Gnaden Hand beständig ob Euch walten,
Wann Ihr dann Lebens-satt auch müsset hier davon,
So geb Euch unser Gott die werthe Himmels-Kron.

---

### Sonett.

Wer sich die Ahnen läst zum Tugendt-Spiegel dienen,
Dem ist was Göttliches gesenckt in sein Geblüth;
Wer in der Kindheit schon mit Mannlichem Gemüth
Zum Tugend-Gipfel steigt, muß nach dem Tod auch grünen,

Ob schon der Leib verwäßt. Nun diß hat sich erschienen
An Ihme, Edler Zweig! der in der besten Blüth
Vom Edlen Waldner-Stamm ins düstre Grab gerieth.
Wie aber? blasser Tod! Du wilt dich nicht versühnen?

Nimst immer Liebes hin, und führest nur Leyd eyn,
Du raffst hier 'den hinweg, der nichts als Freud kunt seyn;
Nichts, als der Eltern Lust; der Sie erst hett' ergetzet.
Doch, das ist, Edles Hauß! Dir trostlich und das best,
Daß Gott den ewig liebt, den er jung sterben läßt,
Wohl dir dann, Edle Seel, du bist zu Gott versetzet.

J. Rißler.
(Jedenfalls Pfarrer Johannes Rißler.)

---

### Abscheids-Gespräch
### zwischen der Fraw Mutter und ihrem Herren Sohn.

1.

Wie solstu dein Junges Leben
Liebstes Kinde! so geschwind
Schon dem Tod zur Beute geben,
Eh wir recht beysammen sind?
Soll ich dich dann nicht mehr sehen,
Mustu, wie ein Rauch, vergehen?



2.

Werthste Mamma! voller Sorgen
Gieng mein schwach Hertz her und hin,
Ich war schwanger Nächt und Morgen
Mit viel trauren in meim Sinn:
Ja ich fande gar kein Ruh,
Ich eylt dann meim Jesu zu.

3.

Liebstes Kind, mein Hertzens wonne,
Halt noch in, ach liebstes Hertz!
Ach! du meiner Seelen Crone
Mach mir doch nicht solche schmertz,
Trag gedult noch hier zu schweben,
Du kannst doch mit Jesu leben.

4.

Nein, mein Mamma! laßt mich gehen,
Haltet mich nicht länger auff,
Ich muß selbst bey Jesu stehen,
In der Englen vollem hauff,
Der mich dann durch seine Treu
Wird von Sünden machen frey.

5.

Nun so fahre hin mein Freude!
Nahe dich dem Himmel zu,
Ich bleib aber stäts im Leyde,
Und wird haben keine Ruh;
Biß daß werden meine Sinnen
Gantz von Thränen thun zerrinnen.

6.

Werthste Mamma! laßt das weinen,
Stellt doch eure Thränen ein,
Laßt doch seyn der Lippen schreyen,
Ich leb bey dem Jesu mein.
Ach! vielmehr eilt auch darvon
Zu erwerben seine Kron.

7.

Nun wolan, so triumphiere
Bey dem trewsten Jesu dein,
Der indessen dich beziehre,
Biß daß ich werd bey dir seyn,
Mit dem Palmzweig süßer blicken,
Gantz befreyt von Satans stricken.

Also bezeugt mit schuldigem
respekt sein hertzliches Mitleiden
P. J. M. (vielleicht der Informator?

Man darf auf diese Gedichte, was Inhalt und Form betrifft, selbstverständlich nicht den Maßstab unseres modernen Empfindens anwenden. Die beiden ersten zeigen, wie die Poesie jener Zeit im Bann des Opitzschen Alexandriners steckte. Sie sind sicher gut gemeint, wenn auch nicht ebenso gut geraten. Von größerer Tiefe ist entschieden das dritte Gedicht, das, bei der Verwendung des Trochäus, im Sinne des protestantischen Kirchenliedes auch in der Form mehr befriedigt und Paul Gerhardtsche Innigkeit atmet. Alle aber bekunden die hohe Verehrung, welche man allgemein, insbesondere aber in Mülhausen dem vornehmen Geschlecht derer von Freundstein einst zollte.

---

**Benutzte Quellen.**

Iselin: Histor.-geogr. Lexikon.
Gatrio: Chronik der Abtei Murbach.
Sifferlen: La vallée de St. Amarin,
Baquol: Dictionnaire de l'Alsace.
Sitzmann: Hommes célèbres de l'Alsace.
Fürstenberger: Mülhauser Geschichten (In: «Le vieux Mulhouse»; documents d'archives publiés par les soins d'une commission d'études historiques.)
Mieg Matthäus: Der Stadt Mülhausen Geschichte.
Billing: Die Geschichte des Elsasses.
Walther Th.: Alsatia superior sepulta.
Ehrsam: Mülhauser Bürgerbuch.

---

IV.

# Der Regierungsantritt
## des Bischofes Erasmus von Limburg
## in Rufach (1542).

Von

**Theobald Walter.**

Am 29. Juni 1541 verschied Bischof Wilhelm von Honstein nach einem Episkopat von 35 Jahren in seiner Residenz zu Zabern. Er wird in der elsässischen Kirchengeschichte als eine der tüchtigsten und würdigsten Persönlichkeiten gerühmt, die je den Straßburger Stuhl inne gehabt haben. Aber auch die bescheideneren Annalen des bischöflichen Städtchens Rufach wissen manches Rühmende von ihm zu berichten.

Nach einem glänzenden Einritt in die Stadt am 29. Oktober 1506[1] kehrte er fast jährlich nach der stolzen Isenburg zurück, wo er vielfach einen großen Teil der Sommermonate verbrachte und mit seinen Untertanen frei und väterlich verkehrte. Im Jahre 1519 schuf er in echt humanistischer Weise die althergebrachte Kirchenschule in eine städtische Lateinschule um[2]. Der Bauernaufstand von 1525 fand in Rufach keinerlei Anhänger; freilich hatte die Mundat ihren unglücklichen Putsch schon im sog. Butzenkrieg von 1514 gehabt, der aber gerade infolge der Milde und Friedfertigkeit des Bischofes nur gute Folgen brachte[3]. Das von den Mundatorten bedrohte Vorrecht des Salzhandels

---

[1] Walter, Beiträge zur Geschichte der Stadt Rufach I, 102.
[2] Ebenda, 124 ff.
[3] Vgl. Basler Chroniken VI, 63 ff.

wußte er der Stadt durch einen auf der Isenburg am 1. August 1529 festgelegten Vertrag zu wahren[1]. Die gefährdete Pfarrei, die von dem entarteten Frauenkloster Eschau völlig im Stiche gelassen worden war, rettete er in demselben Jahre 1529 aus den Händen des Pfründenjägers Cornelius von Lichtenfels[2], u. a. m.

Rufach seinerseits zeigte sich seinem gütigen Oberherrn noch zu Lebzeiten dankbar und zwar durch die Aufstellung eines Brunnendenkmals. Von 1532 an erstand die Bürgerschaft die an der Hauptstraße, der sog. Wittengasse, gelegenen Kornmannschen Häuser, brach sie auf den Grund, schuf einen freien Platz und ließ dort 1534 den ersten und einzigen städtischen Zierbrunnen erstehen. Die Anlage der Wasserleitung hat 1898 das Becken entfernt; der Stock aber trägt heute noch die stolze Inschrift[3].

SVB . R . K . D . WILHELMO . EX . COMITIBVS . DE
HONSTEYN . EPO . ARGEN . ALSATIÆ . LANDGRAV .
PIO . REN . VRB . RVBEACEN . ET . CANDIDO . PACIS
CVLTORE . OPTIO . PRINCIPE . S . P . Q . RVBEACEN .
ME . STATVIT . E . SCATVRIRE . EFCIT . A° . MDXXXIV .

Und kann man sich den Verkehr zwischen Herrn und Untertanen herzlicher denken, als ihn die schlichte Feder des Stadtschreibers Martin Mitterspach den Ratsprotokollen des Jahres 1539 anvertraut hat! *Vff Zinstag nach Thome Apostoli ist vnser gnediger Herr von Straßburg hier gen Ruffach kommen vnd Graf Ernst von Honstein, sein Bruder, mit ime vnd desselben gemahel vnd Kinder*[4].

*Am Neuwen Jarstag haben die von Ruffach vnd das gemein landt vnsern gnädigen Herrn von Straßburg, Graffen Ernst von Honstein etc., seiner Gnaden Bruder, deren gemachel, zwo junge Greffin, eyne von Barby, die ander Greffin Ernst dochter, vnd vnsers gnedigen Herrn vom Adel hoffgesindt zu gast vff der Rattstuben gehan, vnsern gnedigen Herrn*

[1] St.A. Rufach. Perg. Urk. Nr. 731.

[2] Walter, Beiträge I, S. XII, 109 u. 128.

[3] *Sub reverendissimo, karissimo Wilhelmo ex comitibus de || Honsteyn, episcopo Argentinensi, Alsatiae Landgravio || pio renovatore urbis Rubeacensis et candido pacis || cultore, optimo principe, senatus populusque Rubiacensis || me statuit et scaturire effecit anno 1534.*

[4] Seit 1530 vom Herzog von Braunschweig mit dem Lutterberge und einem Teil des Harzes belehnt, starb er 1552. Iselin. Lex. II, 812.



*empfangen mit* $I^c$ *℔ vnd graff Ernst mit eim verdekten vergulten geschirr, LXXIIII gulden wert.*

Das ganze Städtchen verfiel deshalb auch in tiefe Trauer, als am 30. Juni 1541 die Todesnachricht aus Zabern eintraf. Wie aber wenige Tage nachher gar öffentlich zu Ohren des gemeinen Mannes gebracht wurde, daß *Ir fürstlichen Gnaden letzter Wille, abscheid vnd bevelch gewesen, dem volck zu verkünden: nachdem er so bis in das XXXV Jar regiert, ob er in Zit der Regierung durch sein Handlung jemandt zu widderwillen oder zorn geweßt, daß Ime dann der oder dieselben vmb Gottswillen verzeihen wollen, das woll er auch andern thun*, da blieb kein Auge tränenleer. In allen Orten und Flecken der Mundat erklangen am Sonntag nach Kiliani mittags die Trauerglocken auf eine Viertelstunde in die Lande, und am folgenden Zinstag fand in Rufachs Münster eine Gedächtnisfeier statt, wie sie das altehrwürdige Gotteshaus wohl noch selten gesehen hatte[1].

Schon der folgende 11. August brachte Ersatz; die Wahl war auf Erasmus von Limburg, einen gelehrten, welterfahrenen Mann gefallen, der in Tübingen und Paris sich reiche Kenntnisse erworben hatte, und der sich nur mit Widerstreben dem allgemeinen Wunsche des Kapitels fügte[2]. In Rufachs Mauern erschien er erst am Maientag 1542 zum ersten Male. Aber um so inniger und erhebender scheint der Verlauf der Festlichkeit gewesen zu sein. Der geschwätzige Herr Ratsschreiber weiß darüber zu berichten:

*Am Montag prima Maii ist der Hochwürdig fürst, mein gnediger Her von Straßburg, des geschlechts ein schenk von Lymburg, des heyligen Romischen Reichs erbschenk vnd semper freyen, als erwelter Bischoff mit vier und sechtzig pferden von Marckeltzheym heruf hie zu Ruffach vmb vesperzeit ingeritten vnd nit gewolt, das man ime mit Processionen oder gerüster burgerschafft, wie vorhin beschehen, entgegen ziehen oder empfahen soll, sondern gestraks vffs schloß gezogen, daselbst man alles geschütz abgelassen, vnd ist domals ein falkenetli oder halb schlangen frey one allen schaden menigliches zersprungen.*

*Bey ime sind gewesen die Erwürdigen wolgepornen Graf Bernhard von Eberstein vnd Graf Johan von Zymmern von wegen der hohen stifft als Canonici, sodann ir fürstlichen gnaden bruder schenk Hanz von Limperg, auch ire furstlichen*

[1] Walter, Beiträge I, 138.

[2] In Wirklichkeit empfing er die Weihe erst am 2. April 1549.

*Vichtzthum J. Wolff von Landtperg*[1], *Junker Jost von Sebach, Jakob Beckli*[2], *Amptman zu Markeltzheim, Doktor Johannes Dentscheli, der hohen stifft advokaten, Theobaldus Ertlani Notarius, der vogt zu Dachstein vnd andere meines Herrn Hoff Junkhern.*

*Morgendts Zinstag, ist gewesen der ander Maii, ist ir fürstliche gnade mit iren gnaden zugewandten herab gangen vom schloß in das Münster; daselbst hat man ein Messen gesungen de tempore, vnd loblichen nach demselben ist ir fürstlichen gnaden herussen gangen mit den seynen vnd hat anfangs docter Hans Thenscheli, der hohen stifft Advocat, geredt in dise wort:*

*Lieben vnd gut frund! Die Erwurdigen Hoch- vnd wolgepornen, mein gnedige Herrn Dechan vnd capittel der hohen stifft Straßburg, haben noch abgang weylandt des Hochwúrdigen fürsten vnd Hern Hern Wilhelm, Bischoves zu Straßburg vnd Landgrauen zu Elsass, vnsers gnedigen Hern. Euch sampt vnd sonders als erbhern diser stifft irer erblichen pflicht erinnern vnd ermanen lassen, vnd nachmals widder durch Vorsehung Gottes widder ein Hern vnd Haupt diser Stifft erwelt, wie sie euch denselben hiemit presentierten, hiefur denselben fur einen Hern vnd Bischof zu erkennen, vnd domit ein gewalt, von thumbcapittel vßgangen, lesen lassen.*

*Vnd als solch presentierung beschehen, hat der Edel vest Junckher Wilhelm Beckli*[3], *vogt zu Ruffach, iren furstlichen gnaden sich von wegen der vnderthanen erpotten, alles das zu thun, das fromb vnderthanen zu thun schuldig, vnd domit auch ir fürstlich gnaden empfangen mit wünschung viel glücks, gesuntheit vnd fridsams Regiments.*

*Doruf ir fürstlich gnaden den vnderthanen irs vnderthenigen empfehels vnd erpietens danken lassen durch den*

---

[1] Grandidier-Ingold. Oeuvres inéd. nennt Philipp, Graf von Eberstein 1541—43 als Propst und Johann V. Christof von Zimmern 1542—1557 als Dekan des Domkapitels und Wolf von Landsberg († 1549) 1508—41 als Viztum. A. a. O. S. 42, 44 und 423.

[2] Sohn von Philipp B. zu Hüttenheim, 1545 Vogt in Rufach, gestorben daselbst 1551 und in der Barfüßerkirche begraben. — Walter Als. sup. sep. Nr. 154.

[3] Jakob B. gehörte einer andern Linie der Böcklin an. Er war seit Sept. 1537 Vogt in Rufach, wo ihm am 22. Oktober 1544 seine Gemahlin Christina von Kippenheim starb; er verließ Rufach noch im nämlichen Jahr und starb nach wechselvoller Erdenfahrt am 14. April 1585 in Freiburg. Seine einzige Tochter war die Gemahlin von Lazarus von Schwendi, dem berühmten Feldherrn und Freiherrn von Hohlandsberg. — Oberbad. Geschlechterb. I, 132.



*Vitzthumb Junkher Wolff von Landsperg, vnd als(dann) die von Ruffach irn fürstlich gnaden zu allen thoren (die schlüssel) presentiert.*

*Nach diesem hat der Sekretari Jerg Vbelhein den Erbeidt gelesen vnd nach demselben haben die vnderthanen alle nach einander minem gnedigen Herrn gelobt vnd dem Graffen von Eberstein von wegen des capittels; vnd als solichs beschehen, hat der vitzthumb inen den eidt gestabt.*

*Demnoch hat der Roth von Ruffach vnd die geordneten des gemeynen landts, so auch zugegen gewesen, irn furstlichen (gnaden) verert vnd geschenkt zwo hoher silberner Schenkkannen, wigen XVIII Mark silbers, wither mit vergülten Reiffli vnd wappen schen gemacht; costen II^c XXXVIII gulden VIIJ β, stedt oben drumb in geschrifft:*

*Hoc munus dedit Rufacum tam principe dignum.*
*Quam princeps dignus muneris huius erat.*

*Entgegen hat ir fürstlich gnaden dem gemeinen landt mit iren weibern zu verzeren geschenkt thut XXII gulden, vnd dornach der gemein, die hie geschworn, I fuder wein, vnd demnach ist ir furstlich gnaden vffs schloß gangen vnd zu Imbs gessen, vnd alspald denen von Ruffach die schlüssel vberanttwurt mit beuelch, fürther wie bisher hus zu halten*[1].

Bischof Erasmus fand bei seinem Einreiten Rufach ohne Schultheiß; war doch Laurentius Ribisen bereits am 16. September 1541 mit Tod abgegangen. Er setzte daher an seine Stelle am 12. Dezember 1542 Adam Kiplin aus Thann, der kurz vorher den Müllenheimer Adelsitz im nahen Gundolsheim käuflich erworben hatte[2]. Wilhelm Böcklin verblieb auch fürderhin bei der Vogtei.

Aber die sonst so ruhige Bürgerschaft wurde durch Schmähungen und eigenmächtige Handlungen der beiden Amtspersonen in kurzer Zeit derart verhetzt[3], daß im Mai 1544 Zunftmeister und Räte sich genötigt sahen, bei ihrem bischöflichen Herrn Rat und Hilfe zu erflehen. Am 22. Juli 1544 erschien der Bischof zum andern Male in Rufachs Mauern und berief die Parteien auf das Schloß Isenburg vor seinen Richterstuhl.

[1] St.A. R. — BB 3, 45ff.

[2] Ebenda S. 86.

[3] Der Stadtschreiber sagt u. a. er habe den Vogt oft gebeten: *er soll sich vom Rath nit sondern, mit inen heben vnd legen, wie sich gepurt, also Junckher Petter von Westhusen vnd Junckher Jerg vnd andere voggt getan hetten, dadurch dise statt im pauwertschen krieg for Vnfall pliben* .... a. a. O. S. 267.

*Hieruf Adam Kipplin, der Schultheiß, ein schlechte antwordt gegeben, also daß er seins Diensts des Schultheißen Ampts erlaupt, vnd ist an heut Vigilia Jakobi Theng Kuntz, der Duchman, zu eym statthalter des schultheißen amts gesetzt*[1].

Mit dem Vogte kam ein Vertrag zustande, worin er ausdrücklich beteuerte, *was er mit dem Rathe, gemeinen vnd sondern Personen geredt, das ers nit schmachs, sonder ie Zeitten warnungsweyß, sich vor schaden zu verhüten, gethon, auch die Zunft*[2] *nit der gestalt, wie sy achten mochten, angezogen, sonnder mher inen zu gut geredt vnd dafur gehabt, das er als Amptman mit inen one Verwiß zu reden haben . . . mit pitt, ime dieselben sein Reden nit der maßen zu verargen . . .*[3]

Wenige Monde später gab er Rufach und der Mundat Valet und zog nach dem österreichischen Breisgau hinüber, wo wo er 1546 als Markgräflicher Landvogt Erwähnung findet. Jakob Böcklin übernahm am Montag nach Judica 1545 die Nachfolge als Obervogt[4], und mit ihm kehrten Ruhe und Friede in Stadt und Landschaft wieder, um während der ganzen Regierungszeit des Limburgers nicht mehr zu schwinden.

---

[1] St.A. R. — BB 3, 280 v. — Anton Kuntz war noch 1554 im Amte.

[2] Ebenda vgl. Perg. Urk. Nr. 778, wo der Bischof auch einschreiten mußte.

[3] Ebenda. S. 258—282 u. Perg. Urk. Nr. 774. — Bei den Schmähungen scheint die *emperung anno XIIII*°, *welchs er den butzenkrieg nent*, eine große Rolle gespielt zu haben. *Das ime von den Butzenkriegischen, wie sie der vogt nent, viel schmacheit geschehen etc., daruff sagen wir, das derselben, so in Zeit dieselben gewesen, nit me dann einer lebt, ist alt vnd krank, darzu an Henden krůmb, kann kůmb genn, ist lang Zeit kranckh gelegen.* A. a. O. S. 270.

[4] Ebenda S. 345.

V.

# Ein Gesellschaftsspiel am Rappoltsteinischen Hofe des 16. Jahrhunderts.

Von

**Ferdinand Mentz.**

In dem 2. Bande der Curiosités d'Alsace (1863) ist auf Seite 418—419 unter dem Titel «Une représentation théatrale à Guémar au XVIe siècle» ein bei den Rappoltsteinischen Akten des Bezirksarchives zu Colmar[1] befindliches Schriftstück veröffentlicht worden, welches kulturgeschichtliches Interesse bietet. Da die dem Stücke von dem Herausgeber vorgesetzte Ueberschrift auf Mißverständnis beruht, der Abdruck verschiedene Fehler aufweist und außerdem jeglicher erklärenden Anmerkungen ermangelt, erscheint es gerechtfertigt, das Dokument hier nochmals wiederzugeben und zugleich hinzuzufügen, was sich über die in ihm genannten Personen sowie über seine Bestimmung und seinen Urheber ermitteln ließ. Wir geben dabei den einzelnen Personen laufende Nummern, um in den Anmerkungen[2] auf diese verweisen zu können.

---

[1] E 2547.

[2] Von den abgekürzt angeführten Quellen bedeuten: Oberbad. GB. = Oberbadisches Geschlechterbuch (Heidelberg 1898ff.), BA. Colmar = Bezirksarchiv Colmar, Rapp. UB. = Rappoltsteinisches Urkundenbuch.



Das Schriftstück lautet:

Post Dato

Damit e. l. dieses geringen vnd kurtzen Konigreichs Personen emptter, jedes jnsonderheit bericht seie, hab jch diß nit vnderlassen sollen.

Von Grauen hern vnnd vom Adell.

[1.] Ernst Graue zu Schauenburg ist Konnig.
[2.] Carle Graue zu Hohenzollern Lantvogt ist hofmeister.
[3.] Henrich Graue zu Furstenberg ist Kellermeister.
[4.] Peter Freiher zu Mersperg ist Kuchenmeister.
[5.] Georg Leo her zu Stauffen ist Narr.
[6.] Egenolff her zu Rappolstein ist Jegermeister.
[7.] Wilhelm her zu Heideck ist Cantzler.
[8.] Eberhart mein Sohnlin ist Trucksas.
[9.] Des Konigs hoffmeister ist Silber Cammerer.
[10.] Des von Furstenbergs hofmeister ist Furschneider.
[11.] Des Lantvogts hofmeister ist munt schenck.
[12.] Des von Stauffen hoffmeister ist Cammerherr.

---

1 Ueber diesen hat sich nichts feststellen lassen, als daß er erwähnt wird in einem Briefe des Grafen Heinrich von Fürstenberg (Nr. 3) an Egenolf v. Rapp. aus dem Jahre 1576 (BA. Colmar E 479). Er wird dort Schaumburg und Schomburg genannt.

2 Karl II. (Sohn Karls I.), geb. 1547 Jan. 1, succed. 1576, Reichserbkämmerer, oberster Hauptmann und Landvogt im Elsaß. Gemahl von Nr. 17. Gestorben 1606 April 8. (Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern, Berlin 1905, S. 87.)

3 1536—1596. Gemahl (seit 1560) von Nr. 16 (Oberbad. GB. I, 404).

4 Verheir. mit Nr. 18 (Ehevertrag 1567 Juni 29 im BA. Colmar, Adelsarchiv: Mörsberg 9, 1), † 1594 (Oberbad. GB. III, 100).

5 Mit ihm starb 1602 das Geschlecht aus (Krieger, Topogr. Wtb. v. Baden II [2], 1047). Gemahl von Nr. 19 (seit 1570; vgl. Vochezer, Gesch. d. Hauses Waldburg II, 352).

6 1527 Aug. 22—1585 Sept. 4 (Rapp. UB. V, S. 701). Der bekannte Beförderer der Reformation in der Herrschaft Rappoltstein.

7 1583 Fürstlich Brandenburgischer Gubernator in Preußen (BA. Colmar E 721 u. 2466), 1588 Kriegsobrist in Preußen (E 888). Gemahl von Nr. 23 (Heiratsbrief 1567 Mai 7; vgl. BA. Colmar, Adelsarchiv: Heideck 4).

8 Sohn von Nr. 6. 1570 März 12 — 1637 Aug. 17 (Rapp. UB. V, S. 701).

9—12 Ueber diese Persönlichkeiten ließ sich nichts ermitteln.



[13.] Venniger mein Amptman zu Weier ist marschalck.
[14.] Mosung mein Ampman zu Heittern ist Stibelmeister.
[15.] Mein Cantzler ist Stalmeister.

Von Greuin, Freulein, Adels Frawen vnnd Jungfrawen.

[16.] Amalia Greuin zu Furstenberg ist Konnigjn.
[17.] Efrasina Greuin zu Hohentzollern ist Hoff Jungfraw.
[18.] Margareta Freifraw zu Mersperg ist Nederin.
[19.] Margareta Freifraw zu Stauffen ist Cammer Jungfraw.
[20.] Anna Alexandria meine hertzliebe fraw mutter vnd fraw zu Rappolstein ist Appoteckerin.
[21.] Die Widwe von Heideck meine liebe Schwester ist Hoff Jungfraw.
[22.] Maria fraw zu Rappolstein mein liebe gemahl ist Cammermagt.

---

13 Georg v. Venningen wurde 1567 Amtmann von Weier im Tal (BA. Colmar E 2103); 1600 tot (BA. Colmar, Adelsarch.: v. Venningen 2, 1).

14 Hans Jakob Mossing v. Schaffoltzheim wird 1584 und 1587 als Amtmann zu Heitern genannt (BA. Colmar E 2600 und 1434). Was «Stibelmeister» für ein Amt bezeichnet, ist unklar. Keinesfalls ist an irgendwelche Beziehung zu Stiefeln zu denken, da die Form Stiebeln durchaus nicht oberdeutsch ist; eher ließe es sich als Stübelmeister auffassen, vielleicht hatte Stübel am Rappoltsteinischen Hofe eine ganz bestimmte, nur den dort Verkehrenden geläufige Bedeutung.

15 Im Jahre 1580 und später, vermutlich aber auch schon zur Zeit der Abfassung dieses Schriftstückes (s. u.), war dies Michael Ellwein (BA. Colmar E 721).

16 Geb. Gräfin v. Solms-Lich. 1560 verheiratet mit Nr. 3, † 1593 (Oberbad. GB. I, 404).

17 Geb. v. Oettingen-Wallerstein, geboren 1552, vermählt 1569 mit Nr. 2, gestorben 1590 Okt. 5 (Geneal. des Gesamth. Hohenzollern, S. 87).

18 Geb. Gräfin von Lupfen, † 1588 (Oberbad. GB. III, 100). Verheir. mit Nr. 4 (BA. Colmar, Adelsarchiv: Mörsberg 9, 1).

19 Geb. Erbtruchsessin v. Waldburg, verheir. mit Nr. 5. † 1612 (Vochezer a. a. O. II, Stammtafel 1).

20 1504—1581. Vgl. über diese bedeutende Frau: Rocholl, Heinr., Anna Alexandria, Herrin zu Rappoltstein, eine evang. Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsass. Halle a. S. 1900.

21 Elisabeth v. Rapp., geb. 1523, verheir. 1541 mit Johannes v. Heideck, der schon 1554 Jan. 26 starb. (Rapp. UB. V, 701 und Oberbad. GB. III, 336.) Sie starb spätestens Anfang Januar 1577 (BA. Colmar E 488).

22 Maria, geb. Gräfin v. Erbach, Egenolfs (Nr. 6) 2. Frau. 1541—1606, verheir. 1558 Mai 23 (Rapp. UB. V. 701).



[23.] Die Jungfraw von Heideck ist Jungfrawen magtt.
[24.] Anna Maria freulin zu Furstenberg ist beschließerin.
[25.] Anna Maria Freulin zu Stauffen ist Kinder magtt.
[26.] Maria Freulin zu Heideck ist Narrin.
[27.] Anna Alexandria Freulin zu Rappolstein ist seiden stickerin.
[28.] Barbara Freulin zu Rappolstein ist Marschackin.
[29.] Die fraw von Vennigen ist Cantzlerin.
[30.] Die Mosungerin ist wescherin.
[31.] Deren von Furstenberg hoffmeisterin ist Schulmeisterin.
[32.] Die Plitzsbergerin ist Frawen Zimmer Kochin.
[33.] Die von Maller als beide Lantvogts hoffjungfrawen ist der Jungfrauen hoffmeisterin.
[34.] Deren von Furstenberg Jungfraw Stuben Kerere.
[35.] Die Rocken Weilere ist Hoff Jungfraw.

---

23 «Jungfrau» hier nicht im heutigen Sinne, sondern, wie früher öfter, soviel wie, «junge Frau», im Gegensatze zu der eben (Nr. 21) genannten Witwe von Heideck. Gemeint ist Magdalena, geb. v. Bollweiler, mit Nr. 7 verheiratet, tot Ende 1582 (BA. Colmar, Adelsarchiv: Heideck, 4).

24 Tochter von Nr. 3 und 16; 1562—1611; heiratete 1577 Okt. 16 Christoph Freiherrn v. Waldburg (Oberbad. GB. I, 404).

25 Schwester von Nr. 5 (nach freundlicher Mitteilung des Frhrn. v. Stotzingen aus den Sammlungen des † Herrn Kindler v. Knobloch); heiratete 1582 den Grafen Rudolf v. Helfenstein (Oberbad. GB. II, 29).

26 Tochter von Nr. 21 (BA. Colmar: Var. Rapp. 175 [E 1038]).

27 Tochter von Nr. 6 und 22; geb. 1565, lebte noch 1606. Verheiratet (seit wann?) mit Philipp Wolf v. Fleckenstein (Rapp. UB. V, 701).

28 Tochter von Nr. 6 und 22; geb. 1566, gest. 1621. Verheiratet seit 1584 Okt. 11 mit Jakob v. Hohengeroldseck-Sulz (Oberbad. GB. III, 338). Marschackin ist Schreibfehler für Marschalckin.

29 Eva geb. Boecklin v. Boecklinsau, Frau v. Nr. 13. 1600 tot (BA. Colmar, Adelsarchiv: Venningen 2, 1), nicht 1601 gestorben, wie Oberbad. GB. I, 132 angegeben ist.

30 Vermutlich die Frau von Nr. 14; Mädchenname nicht zu ermitteln.

31 Ueber diese Dame ließ sich nichts feststellen.

32 Entweder Anna, geb. v. Kellenbach, die Witwe des 1567 gestorbenen Wilhelm v. Pflixburg, 1573 Juni 21 vor kurzem verstorben (BA. Colmar E 857), oder beider Tochter Alexandrine.

33 Ein Geschlecht namens Maler kommt im Oberelsaß im 14. und 16. Jahrh. vor. Eine Elisabeth Malerin war die Gattin eines 1571 März 3 verstorbenen «erenhaft firnem» Eberhard Gerlach v. Beblingen; beider Grabstein befindet sich im Museum zu Colmar (Oberbad. GB. III, 10).

34—36 Nichts Näheres festzustellen.

[36.] Die Schenckin ist bosselmagt.
[37.] Die von Biuerbach hoffmeisterin.
[38.] Die Krempen Cammerfraw.
[39.] Die Schonerin silber wescherin.
[40.] Vrsula Mosungerin offen hitzerin.
[41.] Maria Keppenbechin Kuchenmeisterin.
[42.] Maria von Kippenheim Hoffjungfraw.

Man sieht, das Schriftstück hat tatsächlich Aehnlichkeit mit einem Theaterzettel, so daß man wohl versucht sein könnte, in ihm ein Verzeichnis der Mitwirkenden etwa eines Liebhaberstückes zu sehen. Zufälligerweise erhalten wir aber von ganz anderer Seite Aufschluß, daß es sich nicht sowohl um eine theatralische Aufführung als vielmehr um eine Art Ge-

---

36 Bosselmagd = Mädchen für geringere Arbeit, heute noch im Elsaß üblich.

37 Eine Salome Biberbechin wird unter den Gästen erwähnt, die bei der Hochzeit der Maria v. Rappoltstein mit Heinrich von Isenburg-Büdingen am 23. Mai 1569 anwesend waren. (BA. Colmar, Var. Rapp. 175 [E 1038]). Anderseits könnte hier auch Christine, geb. Pfaffenlapp, gemeint sein, die Gattin des Marcus oder Marx Hübschmann von Biberbach, der 1524 zu Rappoltsweiler geboren, 1554 Vogt zu Hohkönigsburg, 1562 und 1564 bischöflich Straßburgischer Amtmann zu Kochersberg war. Ein Sohn beider hieß Egenolf (Oberbad. GB. II, 143 f.). Einer unehelichen Verbindung Smaßmanns II. v. Rappoltstein mit Barbara Hübschmann von Biberbach entsprang Anfang des 16. Jahrh. die jüngere Familie von Blicksberg (Pflixburg) (BA. Colmar E 857).

38 Vielleicht Barbara, geb. Münch, die Gattin des Herzoglich Württemb. Rats und Advokaten der Stadt Straßburg Ludwig Gremp v. Freudenstein, der mit Egenolf v. Rapp. mehrfach in Beziehung stand. Sie starb 1574 Nov. 18 (BA Colmar E 494 und 721 und Oberbad. GB. I, 471). Andererseits wird eine Anna Maria Gremppin unter den Gästen der bei der vorigen Nr. erwähnten Hochzeit genannt (BA. Colmar a. a. O.), wahrscheinlich die Tochter der ebengenannten.

39 Ueber diese Dame ließ sich nichts ermitteln.

40 Vermutlich die Tochter von Nr. 14. und 30.

41 Vielleicht Anna Maria v. Keppenbach, die 1565 und 1585 erwähnt wird, die Tochter des Eberhard v. K., der 1565 und 1567 als bischöfl. Straßb. Amtmann auf dem Kochersberge genannt wird, aus seiner Ehe mit Susanna Mosung v. Schaffoltzheim. Die Keppenbach standen durch die Heirat der Eva Baumann, der Witwe des Peris v. Pflixburg, mit Friedrich v. Keppenbach in Beziehungen zu den Rappoltsteinern (Oberbad. GB. II, 271 und 274).

42 Vielleicht die Tochter des Albrecht jun. v. K. und der Agnes Wurmser v. Schafftolsheim (ebd. II, 288).



sellschaftsspiel handelt. Joachim v. Wedel nämlich berichtet in seinem «Hausbuche»[1] zum Jahre 1606 folgendes:

«Anno Christi 1606. Dis jahr ist abermahlen zu Stettin aufm fürstlichen hause mit freuden und fastnacht-spielen angefangen, indem am tage trium regum die herren das königreich (wie sie es nennen) nun zum drittenmahl bei hertzog Bugislai regierung (weiß nicht, woher es sein ankunft oder was vor großen gewinn und bedeutung es haben solle, wo es nicht anfangs den jungen herren in ihrer kindheit zum kinderspiele und kurtzweil aufgebracht ist) gespielet worden.

Es werden viel zettel, drinn der könig und hoffes-ampter benannt, geschrieben, welche alle, gleich wie mans mit den glückstöpffen hält, zusammen vermischet, blindlings herausgenommen und allen hofsgenossen, auch wol bürgern in der stadt und andern, die man gerne bei dem gelächter-spiele haben wil, derer nahmen aufgeschrieben, jederm einer derselben zugeschaft. Was nun für eine dignität oder ampt auf den zettel verzeichnet, auf des nahmen es fällt, daß muß der, dem derselbe zukömmt, annehmen und geschicht oft, daß der geringste diener könig und hinwiederumb der fürst feuerbüter wird, das wird dann mit großem gelächter angefangen, müssen sich die personen nach gebühr des ampts, so ihnen zufällt, verkleiden, werden drauf sämtlich in einer procession und ordnung mit trompeten herumbgeführet, darnach mit einem freuden-mahl, drinn der diener, so nun könig ist, zu tische oben ansitzet und der fürst, der ihm dienen muß, vorm tische stehet, essen zuträgt und aufwartet, gemittelt, endlich mit dantzen, springen, gesöffen und guten räuschen geschlossen und dann nichts weiter, denn dabei keine rittermäßige übungen vermerckt werden. Welches affenwerck ich so groß nicht zu tadeln, weniger aber zu loben weiß, vornemlich wenn mans in einem stetigen gebrauch halten (Alles ding hat seine zeit) und ein beständig jahr-fest daraus machen und ohn unterscheid, so wol in zeit der trauer, wie kurtz nach hertzog Barnims christmilder gedächtniß todesfall geschehn, als freude üben wolte. (Fuge voluptatem, quae fert in posterum damnum!) Denn es nicht allein wegen des gesöffes und unnöthigen kostens nachtheilig, sondern auch bei solchen kinderspielen und übermäßigen familiarität abbruch der fürstlichen reputation

---

[1] Hausbuch des Herrn Joachim von Wedel, auf Krempzow Schloß und Blumberg erbgesessen. Hrsg. durch Julius Freiherrn v. Bohlen Bohlendorff. (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. 161.) Tübingen 1882. S. 511 f.

erfolget. (Nimia familiaritas contemptum parit, rarius autem admirationem conciliat.) Zu dem eines fürsten hoheit und ampt viel wichtigere exercitia erfordert und auf sich trägt, daß sie die edle zeit mit solchem jöckelwerck zu vertreiben billig nicht in sinn nehmen solten, denn beides einheimische und frembde, ihr gelächter und pludriment davon haben, sintemahl auf der fürsten person und handlung aller welt augen und judicia gerichtet und gemeiniglich nach den thaten die gemüther geachtet werden.»

Daß das in dem «Hausbuche» beschriebene Spiel eine gleiche Veranstaltung ist wie die, über welche unser Dokument berichtet, unterliegt wohl keinem Zweifel. Hier wie dort wird die Bezeichnung «Königreich» dafür gebraucht, und auch die wahllose Verteilung der Aemter, die eine Hauptsache bei dem Spiele war, läßt sich in dem Rappoltsteinischen Verzeichnisse erkennen. Das Spiel, welches 1606 in Stettin «in einem stetigen Gebrauch» gewesen zu sein scheint, wurde also bereits im 16. Jahrhundert (s. u.) am Rappoltsteinischen Hofe geübt. Dies ist um so interessanter, als sonst, trotzdem das Spiel nach Wedel häufig vorgenommen wurde, keine Nachrichten darüber vorzuliegen scheinen. Es handelt sich um ein Gesellschaftsspiel, wie es heute noch ähnlich unter unseren Kindern gespielt wird; möglich, daß der Zeitvertreib, wie so mancher andere Brauch, aus einer Uebung der Erwachsenen allmählich zum Kinderspiel herabgesunken ist. Wedel selbst nimmt allerdings die umgekehrte Entwickelung an.

Wann das Spiel am Rappoltsteinischen Hofe vor sich gegangen ist, läßt sich aus dem Schriftstücke selbst nicht unmittelbar ersehen. Es trägt zwar oben die Jahreszahl 1573, diese stammt aber aus dem 19. Jahrhundert, offenbar von der Hand eines Archivars. In dem 1863 erschienenen Inventaire sommaire des Colmarer Bezirksarchivs von Léon Brièle, auf den jedenfalls auch der oben genannte Abdruck zurückgeht, wird angegeben, daß die 25 Stücke des Faszikels E 2547, in welchem das Dokument liegt, aus den Jahren 1572—1574 herrühren. Leider aber stimmt, wie sehr oft, die Angabe des Inventars nicht mit dem tatsächlichen Bestande überein, denn das fragliche Bündel enthält nicht 25 Stücke, sondern eben nur dieses einzige, welches uns beschäftigt. Dies ist um so bedauerlicher, als das Stück, wie der Anfang «post dato» erweist, nur der Anhang zu einem anderen Schriftstücke war. Es läßt sich also nicht feststellen, ob sich vielleicht in diesen Papieren, die bei der Abfassung des Inventars vorhanden gewesen zu sein scheinen, eine Datierung vorfand, welche die

auf das Dokument gesetzte Jahreszahl 1573 rechtfertigte. Wir können vielmehr nur aus den Namen der beteiligten Personen zu ermitteln suchen, ob diese Zahl richtig ist. In Betracht kommen vor allem die Nummern 8 und 21, in zweiter Linie 32 und 38. Nr. 8 und 21 ergeben die äußersten zeitlichen Grenzen, zwischen die das Spiel gesetzt werden muß, denn Eberhard v. Rappoltstein ist am 12. März 1570 geboren und Elisabeth v. Heideck starb spätestens im Januar 1577. Da man sich nun nicht wohl vorstellen kann, daß Eberhard v. Rappoltstein als ganz kleines Kind an der Sache teilgenommen habe, wird man natürlich geneigt sein, den Vorgang möglichst nahe an die letztere Grenze zu rücken. Dem steht jedoch die Erwähnung der Plitzsbergerin unter Nr. 32 entgegen, wenigstens wenn dies die Witwe des Wilhelm von Plixburg ist, da diese bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1573 starb. Das Spiel müßte dann spätestens Anfang Juni jenes Jahres stattgefunden haben, als Eberhard erst drei Jahre alt war. Nun befand sich aber Egenolf v. Rappoltstein seit Ende Januar 1573 in allerlei Mißhelligkeiten mit der Witwe und den Erben Wilhelms von Plixburg. Er hatte nicht nur über dessen Amtsführung als Amtmanns von Weier im Tal zu klagen, sondern auch die Witwe selbst hatte ihm allerlei Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, hatte sich sogar an herrschaftlichem Vermögen vergriffen. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit zogen sich bis in das Jahr 1575 hin[1]. Es ist also kaum anzunehmen, daß die Witwe zwischen Ende Januar 1573 und ihrem Tode noch zu einer Festlichkeit am Rappoltsteinischen Hofe zugezogen worden sein sollte. Die Veranstaltung müßte vielmehr spätestens in der ersten Hälfte des Januars 1573 vor sich gegangen sein, obgleich Eberhard v. Rappoltstein damals noch nicht einmal drei Jahre alt war, vielleicht gerade am Dreikönigstag, wie auch das Spiel in Stettin. Die archivalische Notiz 1573 würde demnach zu Recht bestehen. Anders liegt die Sache, wenn unter der Plitzsbergerin nicht die Witwe Wilhelms v. Plixburg, sondern ihre Tochter Alexandrine zu verstehen ist. Dann kann man das Spiel möglichst nahe an den Januar 1577 rücken, denn nachdem die unerquicklichen Verhandlungen beendet waren, konnte ja das Fräulein von Plixburg recht wohl wieder am Rappoltsteinischen Hofe erscheinen. Die betreffende Festlichkeit würde also dann in die Zeit etwa zwischen Juli 1575 und Januar 1577 zu verlegen sein[2].

---

[1] BA. Colmar E 857.

[2] Natürlich kann, auch wenn die Tochter zu verstehen ist, das Spiel doch Anfang Januar 1573 stattgehabt haben, aber es muß

Je nachdem man sie in diese Zeit oder in den Januar 157 setzt, ändert sich auch die Bedeutung der Nr. 38. In letzterem Falle könnte diese Nr. die 1574 Nov. 18 verstorbene Gattin des Ludwig Gremp v. Freudenstein oder ihre Tochter bezeichnen, im ersteren nur die Tochter.

Daß das Spiel, wie in den Curiosités d'Alsace angenommen wird, in Gemar stattfand, ist sehr wahrscheinlich, denn Egenolf pflegte dort sehr häufig, nicht bloß im Sommer[1], zu residieren.

Der Veranlasser des Schriftstückes war sicher Egenolf v. Rappoltstein (Nr. 6), das geht deutlich aus dem Fürwort der ersten Person bei Nr. 8, 20, 21 und 22 hervor. Der Brief, zu dem es den Anhang bildete, war wahrscheinlich an den Amtmann Philipp Kretschmar von Oberbergheim gerichtet, mit dem Egenolf einen regen Briefwechsel unterhielt und offenbar sehr befreundet war. Das Bezirksarchiv in Colmar besitzt eine Sammlung[2] der Briefe Egenolfs an ihn, die Kretschmar selbst zeitlich geordnet und mit Nummern versehen hat. Daß dieser Freund des Rappoltsteinischen Hauses unter den Teilnehmern des Festes nicht erwähnt wird, macht es nur noch wahrscheinlicher, daß Egenolf ihn über den Verlauf desselben unterrichten wollte.

---

nicht der Fall gewesen sein, während die Anwesenheit der Witwe keinen späteren Termin zuläßt.

[1] Nach Albrecht in «Das Reichsland Elsaß-Lothringen» III, 334, und danach Wolff, Burgen-Lexikon 82, hätte die Molkenburg in Gemar den Herren von Rapp. als Sommerresidenz gedient.

[2] E 735.

VI.

# Ein Urfehdebrief von 1452.

Von

**Wilhelm Beemelmans.**

Unter den vielen Urfehdebriefen, die das Stadtarchiv in Zabern enthält, ist zweifellos der hierunter abgedruckte der wertvollste. Erzählt er uns doch nicht nur von einem bewegten Menschenleben beim Ausgange des Mittelalters, er gibt uns auch einen Einblick in einen Teil der Rechtspflege jener Tage.

Michel Spengler war als Sohn eines Schneiders in Melk an der Donau, dem Sitze der berühmtesten Benediktinerabtei Niederösterreichs, geboren worden. Er wanderte aus unbekannten Gründen westwärts und wurde schließlich in Zabern als Sattlermeister seßhaft. Hier brachte er es zu Vermögen und einem eigenen Hause. Nachdem er mehr wie dreißig Jahre als angesehener Handwerker in Zabern gelebt hatte, kam er auf eine sehr schiefe Bahn. Er stahl eine Tonne Heringe und vergrub sie in seinem Keller und fing sogar an, falsche Pfennige zu machen[1]. Sein Frevel wurde entdeckt, er kam ins Gefängnis und vor das Strafgericht, das ihn zum Tode verurteilte. Nach mittelalterlichem Rechte — dem auch die Carolina im Art. 111 folgte — stand auf der Münzfälschung der Tod durch das Feuer. Der Diebstahl der Heringe wäre mit geringer Strafe[2] zu sühnen gewesen. Das Urteil war also durchaus gerecht. Dem landfremden Handwerker traten aber einflußreiche Fürsprecher zur Seite. Edelfrauen und Junker,

---

[1] Bis jetzt hat der Nachweis nicht erbracht werden können, daß in Zabern jemals echte Münzen geschlagen worden sind.

[2] Vgl. auch Carolina Art. 157—175.

mithin der Adel, und andere fromme Leute, wohl dem Hofe nahestehende Bürger, baten den Bischof um Gnade. Jedenfalls hatte er durch gute Arbeit sich seine Kunden zu Gönnern gemacht! Der Bischof, Herzog Ruprecht von Bayern, ließ sich erweichen und milderte die Strafe in ewige Verbannung. Der Uebeltäter mußte eidlich versprechen, sich sofort «von dütschen Landen über das lampertsche Gebirge uff die Etsche» zu machen, d. h. über die Alpen durch die Lombardei bis in das Gebiet der Republik Venedig auszuwandern. Erst hier verließ er den Boden des heiligen römischen Reiches. Solche Verbannungen waren im damaligen Rechtsleben nicht selten. Im alten Straßburg[1] finden wir Versprechen: «biß an den Gotthartsberg» oder «über das Englische Meer» zu gehen. In Ensisheim schickten die vorderösterreichischen Behörden die Begnadigten im 16. Jahrhundert bis an die ungarische Grenze: «um gegen unsers christenlichen Glaubens höchsten Feind und Aechter», den Türken, zu kämpfen[2].

Für den Bischof Ruprecht lag 1452 noch kein Anlaß vor, an die Türken zu denken. Konstantinopel[3] war noch in den Händen der Christen und das Haus Habsburg hatte in Ungarn noch keine Rechte, zu deren Verteidigung es die Stände des Reiches hätte aufbieten können.

Der Bischof hatte aber bei seinem Regierungsantritt 1441 einen Geleitsvertrag miterneuert, der die alte Reichsstraße schützen sollte, auf der der Handelsverkehr «zwüschent Flandern und dem lamperthischen Gebirge», von der Nordsee nach Italien ging. Dadurch verstehen wir, daß er diese wohlbekannte Richtung wählte, um den Verbannten aus dem Reiche zu weisen.

Während heute jeder Staat nur Ausländer über seine eigenen Grenzen schicken kann, reichte anscheinend die Gewalt eines mittelalterlichen Fürsten viel weiter. Dieser übte aber in Wahrheit gar keine Gewalt aus. Der Uebeltäter verpflichtete sich mit einem feierlichen gestabeten Eid, mit auswendig gelernter Formel, an des Reiches Grenze zu gehen. Leistete er den Eid nicht, oder kehrte er wieder, so verfiel er dem Henker. Außerdem sicherte sich der Begnadigende durch die Urfehde, durch das eidliche Friedensgelöbnis gegen etwaige

---

[1] Georg Levi, Zur Geschichte der Rechtspflege in der Stadt Straßburg i. Elsaß, Straßburg 1898, Seite 47.

[2] H. Schlosser in den Mitt. d. Ges. f. d. Erh. d. geschichtl. Denkm. Band 12 N. F. S. 133.

[3] Konstantinopel wurde erst am 29. Mai 1453 von den Türken erobert.

Rachegelüste des Verwiesenen. In unserem Falle gelobte Michel Spengler nicht nur dem Bischof und seinen Nachfolgern, sondern dem ganzen Stift und allen geistlichen und weltlichen Ratgebern und Beamten für alle Zeiten Urfehde.

Was aus ihm geworden ist, erfahren wir aus unserer Urkunde natürlich nicht. Vielleicht ist er auf seiner Fahrt nicht weit gekommen, denn um das Jahr 1450 war die Geleitstraße wegen des Räuberunwesens in den Vogesen so unsicher geworden, daß der Handelsverkehr unterbrochen wurde[1].

Stadtarchiv Zabern, Urkunde Nr. 597. Original auf Pergament mit zwei Siegeln aus braunem Wachs.

Ich Michel Spengeler, Niclaus Wedel sniders son von Melck in Oesterich, vergihe und erkenne mich öffenlich in und mit urkunde diß brieffs, als ich etwie lange Jare und zyt, me dann drißig Jare, hußlich und hebelich zu Zabern in der stat gesessen gewesen bin und sattelerhantwerck daselbis getriben han und jetzunt leste an falschen pfennigen, die ich selbs gemaht und ouch einer thonne herings, die ich verstolen und in myn huß in den Kelre vergraben gehabt han, begriffen, ouch darumb in gefengniß kommen und an gerihte gestellet und da mit urteil und rechte von dem leben zu dem tode verteilt worden bin, da aber die würdigen edeln frawen und junckern zu Zabern und ouch andere fromme lute den hochwürdigen fürsten und heren, hern Ruprecht, Bischoff zu Straßpurg und lantgrave zu Elsas, mynen gnedigen lieben heren mit flehelichem und demütigem bette, so vil erbetten haben, das sin gnade mir des libes gegnadet und der rechtlichen stroffe, so mit urteil und rehten über mich erkant und erteilt was, gnediclich erlassen hat, also das ich usser lande sweren und ouch darin niemerme kommen solle, das ich da einen gestabeten eit mit uffgehabener hant und gelerten worten liplich zu gotte und den heilgen gesworen han, mich unverzoglich und von stunt an von dütschen landen über das lampertsche gebirge uff die Etsche zu machen und hiezu des lampertschen gebirges in dütschlant nyendme zu komende, ouch darzu wider den obgenanten mynen gnedigen lieben heren sine nochkommen und stifft, noch ouch alle jren und alle die jhene, die ine zu versprechen und zu verantwurten stont, ouch versprechen und verantwurten wöllen, beide geistlich und weltlich, niemerme zu tunde, weder mit worten, noch mit werken oder das schaffen geton werden, weder nu noch hernoch in deheine wise one alle geverde.

[1] Schlosser a. a. O.



Des zu urkunde und umbe mich aller vorgeschriben dinge zu besagende, so han ich demüticlich, flißliche und ernstliche gebetten die fromen vesten juncker German Vesseler von Zabern und Juncher Friderich von Odertzheim, bede myne lieben Junchern, das sie Ire ingesigele wöllen hencken an dissen brieff, des ich German Vesseler und Friderich von Odertzheim, bede obgenant, uns bekennet, von des vorgenanten michels ernstlicher und flissiger bette wegen, getan haben, doch uns unschedelich uff den fritag unser lieben frawen der clibel[1] abent, anunciacio zu latin genant, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo secundo.

---

[1] Mariä Verkündigung 25. März.

VII.

# Uhlands Beziehungen zum Elsaß.

Von

**Emil Wendling**-Zabern.

Als Ernst Martin den ersten Band dieses Jahrbuchs mit seinem Vortrag über August Stöber eröffnete, gab er dem jungen literarischen Unternehmen ein schönes Patengeschenk mit, indem er im Anhang drei Briefe Ludwig Uhlands an den elsässischen Dichter und Forscher veröffentlichte. Auch in seinen späteren Aufsätzen über Adolf Stöber und Daniel Hirtz gedachte Martin der freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen Uhland und dem deutschen Dichterkreis des Elsaß bestanden haben[1].

Im vorigen Jahre veranlaßte die fünfzigste Wiederkehr von Uhlands Todestag (13. November) einen jungen elsässischen Lehrer, Karl Walter, die Beziehungen des schwäbischen Dichters zum Elsaß etwas näher zu beleuchten[2]. Er war in der glücklichen Lage, aus Stöberschem Familienbesitz weitere Briefe mitzuteilen, aus denen sich manche fesselnden Züge ergaben. Dagegen lag eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes nicht in seiner Absicht; und so ladet denn sein Aufsatz zu einer ergänzenden Darstellung ein. Wenn diese ihrerseits nach möglichster Vollständigkeit strebt, so ist doch vorauszusehen, ja zu hoffen, daß sie nicht den Abschluß eines so anziehenden Kapitels der südwestdeutschen Literaturgeschichte bedeuten wird. Jedenfalls wäre es der erwünschteste Erfolg

---

[1] Jahrbuch IX, S. 131 f., XIX, S. 11.

[2] Elsässische Monatsschrift III, S. 501 ff. Herr Walter (Niederseebach, Kr. Weißenburg) hat mich durch eine Reihe von Mitteilungen (s. u.) zu Dank verpflichtet.

dieser Arbeit, wenn es ihr gelänge, weitere Mitteilungen aus bisher verborgen oder unzugänglich gebliebenen Quellen hervorzulocken.

Schon in seiner Vaterstadt Tübingen war dem jungen Uhland das Elsaß nahegetreten in der Person eines geborenen Straßburgers, den er in einem Briefe aus Paris als französischen Sprachlehrer seiner Schwester Luise (geb. 1795) erwähnt: «Luischen wird in die französischen Studien wieder eingerückt und hoffentlich so weit fortgerückt sein, daß sie mir bald einen französischen Brief schreibt, den ich aber nicht vorher von Herrn Prof. Scheerer korrigieren zu lassen bitte[1].»

Johann Benedikt Scherer, geboren 1741, war nach einem abenteuerlichen Leben, das ihn u. a. als Attaché der französischen Gesandtschaft nach St. Petersburg geführt hatte, 1801 nach Württemberg gekommen und vom König Friedrich 1808 der Tübinger Universität als außerordentlicher Professor für französische Sprache und Literatur aufgedrungen worden[2]. Ob Uhland selbst, der damals gerade seine Studien beendigt hatte und sich auf die Prüfungen vorbereitete, vielleicht im Hinblick auf seine Pariser Reise bei Scherer Unterricht nahm? Jedenfalls neckt er ihn in einem französisch geschriebenen Briefchen an die Schwester mit der scherzhaften Drohung, er werde nach seiner Rückkehr in Tübingen französischen Sprachunterricht geben, sogar auf die Gefahr hin, von Scherer als «fanfaron» bezeichnet zu werden[3].

Von der Reise nach Paris, die anfangs Mai 1810 angetreten wurde, weiß ein Biograph[4] zu erzählen, Uhland sei von Straßburg aus mit einem französischen Offizier elsässischer Herkunft gefahren, der sich freundlich mit ihm unterhalten habe; in Paris sei ihm derselbe in der Gemäldegalerie wieder begegnet, habe ihm die Bilder erklärt und vor einer mythologischen Darstellung bemerkt: «Das werden Sie nun freilich nicht verstehen; das liegt über Ihrem Bildungskreis»; er habe nämlich den

---

[1] Uhlands Briefwechsel, im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann, 1911 ff. (im folgenden abgekürzt: «Briefw.») I, S. 176.

[2] Er blieb dort bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1824. Wohin sich der 83jährige dann wandte und wo er starb, ist unbekannt. Vgl. Allg. Deutsche Biographie XXXI, S. 103 f. und die Anm. im Briefw. (wo Jos. wohl Versehen für Joh. ist). Unter seinen Schriften fällt folgende durch ihren Titel auf: «Was ist von den ausgewanderten Elsässern und Lothringern zu halten?» (1799).

[3] Briefw. I, S. 194.

[4] Friedrich Notter, Ludwig Uhland (1863), S. 361.

jungen Dichter wegen seines anspruchslosen Auftretens für einen deutschen Handwerksburschen gehalten.

In dieser hübschen Geschichte ist mehr Dichtung als Wahrheit. Vor allem ist Uhland nicht über Straßburg gereist, sondern über Mainz, Coblenz und Metz. Die Reise habe ihn auf diese Art, so schreibt der gewissenhafte Sohn nach Hause, etwa zwei Louis d'or mehr gekostet, als ein Freund von ihm auf dem direkten Wege über Straßburg gebraucht habe; dafür habe er aber auch viel Schönes gesehen[1]. Von Metz bis Paris reiste er mit drei französischen Offizieren, die sich zuerst über seine Unbeholfenheit in der Sprache lustig machten, als er es sich aber höflich verbat, sehr artig wurden. Besonders der älteste von ihnen, ein Oberst, gab ihm manchen nützlichen Wink. Als er Uhland in Paris wiedertraf, versprach er ihm einen Besuch[2]. Vielleicht ist dies der Elsässer der Anekdote.

Auf der Rückreise von Paris hat der Dichter zum erstenmal elsässischen Boden betreten. Am 26. Januar 1811 reiste er mit seinem Freunde Schickardt im «Velocifère» ab und kam am 30. vormittags in Straßburg an. Die Fahrt bot «wenig Merkwürdiges, als den besonders nächtlicher Weile sehr eindringlichen Frost»[3]. «Wir schliefen nur einmal,» schreibt er den Eltern[4], «da die andere Nacht, die zum Schlafen bestimmt war, wegen der durch den Schnee verschlimmerten Wege so kurz ausfiel, daß es gar nicht der Mühe lohnte, sich zu Bette zu legen.» Trotzdem befanden sich beide «gesund und wohl».

In Uhlands «Tagbuch»[5] findet sich zwischen Blamont und Straßburg eine kurze Notiz: «Die Ruinen». Wahrscheinlich meint er damit die Bergschlösser bei Zabern, die er bei der Fahrt die Steige herab und über die Ottersweiler Höhe im Morgengrauen erblickt haben mag[6].

«Die zwei Tage, die wir in Straßburg verweilten, brachte ich fast einzig damit zu, auf, durch und um das Münster zu

---

[1] Briefw. I, S. 169.

[2] Briefw. I, S. 170, 174.

[3] Briefw. I, S. 465.

[4] Briefw. I, S. 220 f. «Strasburg, Mittw. d. 30. Jan. 11 Abends».

[5] Uhlands Tagbuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann, Stuttgart 1898.

[6] Unwillkürlich gedenkt man hierbei eines andern deutschen Dichters, Seumes, der acht Jahre vorher, Ende Juli 1802, ebenfalls von Paris kommend, die Zaberner Steige hinabschritt. Im «Spaziergang nach Syrakus» bemerkt er: «Bei Zabern ist die Gegend ungewöhnlich schön, und es muß in den Bergen hinauf romantische Partien geben». Die romantischen Burgruinen hatte der junge Goethe 1770 noch völlig übersehen.

wandeln und es in verschiedenen Fernen und zu verschiedenen Zeiten anzuschaun,» schreibt er seinem Freund Bekker; und im Tagbuch heißt es vom 30. Januar: «Um- und Durchgehen des Münsters, bei Glockenklang und nachts. O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!» Am gleichen Tage besichtigte er das Grabmal des Maréchal de Saxe in der Thomaskirche; ferner hat er Mumien und Inschriften (römische?) gesehen, vermutlich in der Stadtbibliothek.

Am «nebligen Morgen» des folgenden Tages wurde ein «Spaziergang auf den Wällen, in die Ruprechtsau, durch die Stadt» gemacht. Abends gingen die Freunde nach Kehl hinüber und setzten von dort die Reise mit der Post nach Karlsruhe fort.

Wie tief der Dichter das Münster auf sich wirken ließ, zeigt die Schilderung, die er seinem Pariser Freunde Immanuel Bekker, dem nachmals berühmten Philologen, davon entwarf[1]. Sie ist um so bemerkenswerter, als sie noch nicht durch Goethe beeinflußt ist, der im Herbst desselben Jahres 1811 mit der Niederschrift seiner Straßburger Erinnerungen begann[2]. «Die Vorderseite,» schreibt Uhland, «die Brust des Gebäudes, bis dahin, wo der Turm aufsprießt und ein zweiter gleicher hätte aufsprießen sollen, war mir, besonders nachts und bei Glockenschall, beinahe furchtbar, der Turm selbst aber macht den Eindruck des Schmucken und Festlichen. Das Ungeheure der Maße verliert sich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung, und in einer Durchsichtigkeit, die an die Varnhagenschen Ausschnitte erinnert. Man meint, der Wind sollte diesen Turm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen. Besonders zart erschien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieses Turmes macht ihn für jede Zeit geltend und spricht gewiß den modernsten, wie den altertümlichen Sinn an.»

Für den Romantiker Uhland bezeichnend sind seine Bemerkungen über das Innere, dem Goethe noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. «Das Innere der Kirche hat durch die Vollständigkeit der gemalten Fenster, durch die dunkelblauen und dunkelroten Massen der Glasgemälde, eine sehr ernste und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterschied

[1] In dem schon erwähnten Brief (Mai 1811).

[2] Dichtung und Wahrheit, zweiter Teil. Daß Uhland den Aufsatz des jungen Goethe «Von deutscher Baukunst» (1773) gekannt habe, ist unwahrscheinlich. Jedenfalls hat er sich nicht davon beeinflussen lassen.



von den gelben, hellvioletten und hellroten Scheiben der neueren Zeit! Das Dunkelblaue ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, in Gemälden, in der Poesie, wie bei Novalis. Gemalte Fenster scheinen mir einer christlichen Kirche wesentlich. Denn die Stätte ist nicht geschlossen, die Kirche ist unausgebaut, solange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, solange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenster gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslasse, dafür aber allem Himmlischen zum Eingang diene; und diese Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenster. Der Himmel hat sich bilderreich auf die Kirche gesenkt und kommt dem aufstrebenden Geiste aus allen Fenstern gedrängt entgegen.» Darum fiel dem Dichter ein kleines Fenster mit weißen Scheiben über dem Hochaltar unangenehm auf. Nicht minder störte ihn außen über dem Chor der optische Telegraph Napoleons. «Eine Windmühle fehlt noch!» bemerkt er sarkastisch.

Als im Jahre 1814 der dritte Teil von «Dichtung und Wahrheit» erschien, der Goethes elsässischen Aufenthalt zum Abschluß brachte, hat Uhland ihn sofort gelesen[1] und gewiß gerne seine eigenen Straßburger Erinnerungen daran aufgefrischt. Ein Nachklang dieser Lektüre ist in dem Trauerspiel «Herzog Ernst» zu verspüren, dessen Idee Ende August 1815 gefaßt wurde, während die eigentliche Ausarbeitung in die Zeit vom Dezember 1816 bis zum August 1817 fiel[2]. Woher Uhland das Motiv geschöpft hat, daß Edelgard von Egisheim, des Herzogs frühere Braut, sich in das Kloster auf dem Odilienberg zurückzieht, ist mir nicht bekannt. Aber die Verse

> Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
> Das schöne Elsaß weithin überschaut . . . .
> Man sieht von seiner Schwelle weit umher
> Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
> Und allen Reichtum dieser schönen Welt
> So freundlich und so blühend hingelegt . . .

malen das Elsaß in den begeisterten Farben Goethes, dem unser Land ein «neues Paradies» war, und gemahnen insbesondere lebhaft an seine Schilderung der Aussicht vom Kloster.

[1] Im Stuttgarter Museum, vom 8. Mai bis 4. August (vgl. das Tagbuch). Von einer Lektüre des zweiten Teils, der Ende 1812 erschienen war, berichtet das Tagbuch nichts. Uhland kam im Jahre 1813 sehr wenig zum Lesen (vgl. Briefw. I, S. 357); doch hat er zweifellos das Versäumte später nachgeholt.

[2] Vgl. das Tagbuch.



Auch in der Schreibweise «Ottilienberg» stimmt Uhland mit ihm überein. Was er freilich von der heilkräftigen Quelle sagt, muß er anderswo gelesen haben.]

Langsam verschmolz in Uhlands Seele die Erinnerung an seine Münsterbesteigung mit dem aus «Dichtung und Wahrheit» empfangenen Bilde Jung-Goethes, dessen Namen er ja selbst am Turm über der Plattform gesehen hatte, zu einem dichterisch geschauten Mythus, zu seiner schönen «Münstersage» vom Jahre 1829.

. . . Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gären,
Als wollt er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war . . .

Man beachte, wie hier die feine Beobachtung Uhlands von dem «Pflanzenartigen des Turmes» nachklingt!

Daß Erwins schöpferischer Gedanke leider nicht völlig ausgeführt worden sei, das war der bleibende Eindruck, den Uhland auch nach spät wiederholtem Besuch vom Straßburger Münster behielt. Dieser Eindruck verbindet sich in einem Gedicht[1], das er im Februar 1842 aus dem Stegreif hinwarf, mit dem bitteren Gefühl, dieses Denkmal deutscher Baukunst hoffnungslos in fremdem Besitz wissen zu müssen:

Deutscher Bau am deutschen Strom!
Großer Vaterlandsgedanke!
Bauen wir den Kölner Dom!
Straßburgs Münster baut der Franke!

---

[1] «Dompfenninge»; Uhlands Gedichte, Kritische Ausgabe von Erich Schmidt und Julius Hartmann 1898 I, S. 470; vgl. II, S. 197 f. Das Gedicht ist veranlaßt durch die Bestrebungen zum Ausbau des Kölner Doms. Die Herausgeber verweisen u. a. auf Görres' Schrift «Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg» (1842).



Mit ätzender Ironie geißeln die beiden folgenden Strophen die Unfreiheit und Uneinigkeit Deutschlands; scharfe, vormärzliche Luft, wie sonst nur aus den revolutionären Dichtungen Freiligraths und Herweghs, bläst uns daraus entgegen.

Noch einmal trat in einem bedeutsamen Augenblick das Bild des Straßburger Münsters vor die Seele des Dichters. Das war am 23. Januar 1849, als er in der Paulskirche zu Frankfurt jene Rede gegen das preußische Erbkaisertum hielt, die mit den berühmten Worten schloß: «Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.» Da ward ihm der unvollendete Plan Erwins zum Bild und Symbol des großdeutschen Gedankens: «Wir wollen — zum letztenmal — einen Dom bauen. Wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm und für den andern legten sie den Sockel. Der Turm Preußen ragt hoch auf; wahren wir die Stelle für den Turm Oesterreich![1]»

Damit sind die dichterischen und künstlerischen Anregungen erschöpft, die Uhland vom Elsaß her empfing, und es bleibt nur noch anhangs- und nachtragsweise ein Gedicht zu erwähnen, das den Namen unseres Landes in einem Sinne ausspricht, der den geschichtlichen Ereignissen weit voraneilte. Blüchers Beiname «Marschall Vorwärts» hatte den Dichter am 4. Februar 1814 zu dem stürmischen Befreiungsliede «Vorwärts» begeistert, dessen siebente Strophe lautet:

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß-Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Heine hat später in seiner bissigen Kritik der Uhlandschen Dichtungen[2] den Anfang des Liedes so umgeformt:

Vorwärts, fort und immer fort!
Frankreich rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Und leider hatte er mit dieser Parodie damals nicht ganz Unrecht.

---

Nach Uhlands erstem Aufenthalt in Straßburg vergingen nicht weniger als 26 Jahre, bis er wieder ins Elsaß kam. Von den Höhen des Schwarzwaldes hatte er es wohl öfters aus der Ferne erblickt; so am 20. Juli 1822, als er mit seinem

[1] **Uhlands Leben, S. 374.**
[2] **Die romantische Schule, 1835 (III 5).**

Schwager Roser die Teufelsmühle bei Herrenalb bestiegen hatte. Begeistert schrieb er davon an seine Frau: «Im Vordergrunde das reizende Murgtal, im Hintergrunde unser geliebter Rhein fast von Straßburg bis unterhalb Speier und die weite Vogesenkette. Dort, Liebe, hättest du bei mir stehen sollen; es war der großartigste und ergreifendste Anblick auf dieser Reise, die uns doch so manches Schöne dargeboten[1]».

Wenn der Prophet nicht zum Berge geht, so kommt der Berg zum Propheten.

Das Elsaß ist zu Ludwig Uhland gekommen, mehr als zu irgend einem andern unserer Dichter; und das geschah nicht etwa bloß aus süddeutscher Nachbarschaft und Gemütsverwandtschaft, sondern vor allem deshalb, weil diejenigen Elsässer, die ihr Deutschtum auch unter der Trikolore hoch hielten, in ihm den deutschesten Dichter sahen und verehrten. Uhlands Gedichte (1815) und die Deutschen Sagen der Brüder Grimm (1816—18), das waren die nationalen Erbauungsbücher dieser Kreise.

Die Reihe der Huldigungen, die dem schwäbischen Dichter aus dem Elsaß zuteil wurden, beginnt, soweit sie sich überblicken läßt, gegen Ende der zwanziger Jahre und erstreckt sich bis zu seinem Tode, ja noch darüber hinaus. Sie setzt sich zusammen aus Briefen (die leider nur teilweise erhalten sind), Gedichten, Besuchen, die Uhland gelegentlich auch erwidert hat, und nicht zum geringsten Teil aus Darbietungen literarischer Werke. Gerade diese letzteren erweisen sich als besonders treue Zeugen, wo die Briefe fehlen. Die Witwe Uhland schenkte der Königlichen Universitätsbibliothek in Tübingen im Jahre 1871 eine Anzahl Bücher aus dem Nachlaß ihres Gatten; darunter befinden sich wohl die meisten jener elsässischen Gaben[2]. Nur wenige von ihnen tragen eine schriftliche Wid-

---

[1] Briefw. II, S. 203.

[2] Vgl. Achtzehntes Zuwachsverzeichnis der Königlichen Universitätsbibliothek zu Tübingen 1872. S. 23 ff. Oberbibliothekar Dr. Geiger in Tübingen hat mir über die elsässischen Bücher aus Uhlands Besitz bereitwillig Auskunft erteilt und mir gestattet, sie zur Einsichtnahme zu entlehnen. Daß es sich wirklich um Dedikationen der Verfasser handelt, auch wo eine Widmung oder briefliche Bezeugung fehlt, darf wohl unbedenklich vorausgesetzt werden. — Uebrigens besitzt auch die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg (nach gefälliger Mitteilung des Geheimrats Dr. Wolfram) zahlreiche Bücher aus Uhlands Nachlaß, zum Teil mit dem eigenhändigen Namenszug des Dichters. Den beiden genannten Herren für ihre Beihilfe besten Dank!

mung, was wohl damit zusammenhängt, daß sie zumeist im Auftrag der Verfasser von den Verlegern an Uhland geschickt wurden.

Das älteste Büchlein in dieser Reihe sind Adam Walther Strobels (1792—1850) «Beiträge zur deutschen Literatur und Literärgeschichte, enthaltend: Kleine Gedichte Sebastian Brandts, nebst einer Biographie und Portrait; Briefe von Thomas Murner, nebst fac simile; Conrad von Danckrotzheim, das heilige Namenbuch» (Paris und Straßburg 1827). Die Uebersendung des Büchleins galt wohl weniger dem Dichter Uhland, der ja als solcher seit 1820 fast gänzlich verstummt war, sondern dem Erforscher der mittelalterlichen deutschen Literatur. Uhland nimmt in einem unten (S. 105) zu erwähnenden Briefe an Strobel auf dessen Schrift anerkennend Bezug.

Mit dem nächsten Alsaticum aus Uhlands Besitz treten wir in den Kreis der Stöber ein: «Gedichte und kleine prosaische Aufsätze in Elsässer Mundart von Ehrenfried Stöber» (1779 bis 1835) Straßburg 1829. Das Jahr ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Die scheinbar verschüttete Quelle Uhlandscher Dichtung brach im Oktober und November dieses Jahres wieder lebendig hervor. Hatte Gustav Schwab ihm noch 1828 zugerufen: «Es klaget Deutschland, weil zu frühe dein innig Saitenspiel verklingt»[1], so begrüßte jetzt Justinus Kerner mit Jubel «Uhlands frische Lieder»[2]. Eine der ersten Blüten des neuen Liederfrühlings war das schon oben erwähnte Gedicht «Münstersage» (gedichtet am 22. Nov. 1829, veröffentlicht im Cottaschen Morgenblatt am 10. Dez.), offenbar eine nachträgliche Huldigung zu Goethes 80. Geburtstag (28. August), zu dem G. Schwab sein schwungvolles Lied «An Goethe»[3] gesungen hatte. Die «Münstersage» mußte die elsässischen Dichter, die damals schon durch Schwab in Beziehung zur «schwäbischen Dichterschule» getreten waren und in Ludwig Uhland ihren Meister verehrten, ganz besonders begeistern. Im Morgenblatt erschienen, drei Nummern nach dem oben erwähnten Kernerschen Gedicht, die ersten Lieder des neunzehnjährigen Adolf Stöber (1810—1892)[4]. In diesem Zusammenhang muß die Darbietung Ehrenfried Stöbers betrachtet werden, die übrigens

---

[1] Gedichte von Gustav Schwab (Reclam) S. 3.

[2] Briefw. II, Nr. 1329.

[3] Schwab, Gedichte S. 106.

[4] K. Walter (vgl. oben S. 91 Anm. 2), der neue Stücke des Briefwechsels Schwab-Stöber veröffentlichen wird, teilt mir mit, daß Adolf Stöber am 18. 11. 28 zum erstenmal an Schwab schrieb und in einem Brief vom 7. 12. 29 Uhland verehrungsvoll erwähnte.

im Anhang zwei ebenfalls mundartliche Gedichte seiner beiden Söhne enthielt[1].

In Ehrenfrieds Gedichten mochten wohl folgende Verse («Lob Straßburgs» S. 14ff.) Uhland besonders anheimeln:

E Münster hemm merr hoch un scheen,
Wo steht denn noch eins so?
Dort sehn merr d'Sunn uff, untergehn,
Sinn eyni, frumm un froh
Un griese-n-unsri Nochberslytt,
Die Schwowe-n-iwwerm Rhin
Un d'Welsche, d'Mensche noth un wytt
Im stille Mondeschin.

Wie sehr Uhland sich über den Gruß aus dem Elsaß freute, geht daraus hervor, daß er daran gedacht hat, seinen Dank in Straßburg persönlich auszusprechen; «doch hat es sich nicht fügen wollen»[2], und es scheint beinahe, als ob er darüber auch den brieflichen Dank versäumt hätte. Jedenfalls kam es zunächst zu keiner weiteren Annäherung. Adolf Stöber erwähnt in seinen Briefen an Schwab[3] Uhland regelmäßig in Worten höchster Verehrung, wagt es aber nie, etwa einen Gruß an ihn beizufügen. In dem Brief vom 27. Februar 1834 (aus Metz) führt er die neue Blüte der deutschen lyrischen Dichtung in der Hauptsache auf den «wohltätigen Meister Uhland» zurück, der mit seiner altschwäbischen Einfachheit und Frische alles gezierte Wesen verdrängt habe. Er bekennt, daß er sich an Uhlands Geist fortwährend läutere und ihm folgend nach schlichtem Ausdruck ringe. Bei diesem Streben hat er sich stellenweise sogar zu stark an sein bewundertes Vorbild angelehnt, so daß Schwab einige seiner Gedichte aus diesem Grunde nicht in den Musenalmanach für 1835 aufnahm[4].

In dem eben erwähnten Brief entwickelt Adolf Stöber den Plan, in einem Pariser Literaturblatt eine Charakteristik Uhlands mit Uebersetzungsproben zu veröffentlichen. Daraufhin teilte ihm Schwab am 15. April mit, daß der französische

---

[1] Nachzutragen in Martins Verzeichnis der Dichtungen Adolf Stöbers, Jahrb. IX, S. 137.

[2] An August Stöber, 10. 1. 36, Elsässische Monatsschrift III, S. 507 (die «frühere freundliche Beschenkung» bezieht sich offenbar auf das oben genannte Büchlein).

[3] Jahrbuch X, S. 98ff.; vgl. S. 99 Anm. 4.

[4] Vgl. Koßmann, Jahrb. X, S. 97. Das in den Jahrgang 1834 aufgenommene «Lügenfeld» enthält auffallend starke Anklänge an «Des Sängers Fluch».



Schriftsteller Xavier Marmier etwas Aehnliches beabsichtige; Stöber solle aber darum seinen Vorsatz nicht aufgeben: «Am besten wird er doch den Franzosen durch ein deutsches Gemüt, durch einen deutschen Sänger, der sich seiner als des Lehrers rühmt und rühmen darf, vorgeführt»[1]. Am 6. Juni berichtet Stöber, daß ihm die Zeit zur Ausführung vorläufig fehle[2], worauf Schwab am 20. ihn auf den inzwischen erschienenen «recht hübschen Aufsatz» Marmiers in der Revue germanique hinweist, der aber nach seiner Ansicht «eine neue gründliche Beurteilung keineswegs ausschließt». Nachdem Stöber diesen Aufsatz gelesen, hofft er am 14. März 1835 seine «Lieblingsaufgabe» doch noch auszuführen, sobald er Zeit habe. Dann scheint er den Plan aufgegeben zu haben.

Dagegen schrieb er in demselben Jahre 1835 sein schönes Gedicht «An Ludwig Uhland»[3], vielleicht die zartsinnigste Huldigung, die je einem großen deutschen Dichter von einem bescheidenen Sangesgenossen zuteil geworden ist. Für die Förderung und Belebung, die seiner eigenen Dichtung durch Uhlands Vorbild widerfahren ist, findet Stöber hier ein schönes Gleichnis im Kuß der heiligen Cäcilia, der dem stummen Knaben eines armen Spielmanns die Sprache schenkt — eine Legende, die er schon 1830 in poetische Form gebracht hatte[4].

Gegen Ende 1835 erschienen die «Alsabilder» der Brüder Stöber, die sie «ihren Freunden Gustav Schwab und Adam Walther Strobel» zueigneten[5]. Sie sandten an Schwab ein Exemplar für Uhland mit, und August Stöber (1808—1884) fügte seinen schon 1834 erschienenen «Essai historique et littéraire sur la vie et les sermons de Jean Geiler de Kaisersberg» bei, mit dem er am 19. April 1834 das theologische Baccalaureat erworben hatte. Auf diese beiden «erfreulichen Geschenke» bezieht sich Uhlands Dankbrief an August Stöber vom 26. Januar 1836[6]. Er geht hier mit sichtlicher Freude auf mehrere von August Stöber dichterisch behandelte elsässische Sagen ein und ermutigt ihn zu weiteren Studien über den «Johannes der Reformation», anknüpfend an seine Ankündigung: «nous remettons de plus amples détails à un ouvrage plus étendu que nous nous proposons de publier

---

[1] Nach Mitteilung K. Walters.

[2] Jahrb. X, S. 100.

[3] Zuerst gedruckt im Morgenblatt 1836 Nr. 130 (31. Mai).

[4] Der Kuß der heiligen Cäcilia (Gedichte 1845 S. 177).

[5] Das lithographierte Vortitelblatt trägt die Jahreszahl 1835, das eigentliche Titelblatt 1836.

[6] Els. Mon. III, S. 506 f.

sur le même sujet conjointement avec un savant allemand». (S. 11)[1].

In demselben Brief spricht Uhland den Brüdern sein Beileid zu dem am 28. Dezember 1835 erfolgten Tode ihres Vaters aus. Sodann benützt er die Gelegenheit, den angehenden Literarhistoriker August Stöber für seine alten deutschen Volkslieder zu interessieren und zu Nachforschungen in Straßburg anzuregen.

Auf die Straßburger und andere elsässische Bibliotheken war der Blick des Germanisten Uhland seit einer Reihe von Jahren erwartungsvoll gerichtet. Schon am 13. Juni 1824 hatte er an den Freiherrn von Laßberg geschrieben: «Neuerlich hat ein gewisser Heinrich Schreiber[2], in der Bibliothek des protestantischen Seminars in Straßburg die Handschrift einer älteren, als Rudolfs, Alexandreis gefunden und davon in der Zeitschrift «Charis» Proben gegeben»[3]. Am 16. April 1825 teilt er demselben mit, daß Maßmann wegen seiner Ausgabe der Kaiserchronik nach München und Straßburg reise[4]; am 25. Januar 1826 schreibt er: «Maßmann ist vor etwa 14 Tagen nach Straßburg abgereist, er will besonders auch der Kolmarer Handschrift nachspüren»[5]. Nachdem dann Uhland zur Erforschung der Volkslieder übergegangen war[6], zog er auch bei Maßmann Erkundigungen ein, und dieser teilte ihm am 28. Dez. 1830 u. a. mit, er habe ein Lied der Limburger Chronik in einem Straßburger Codex vollständig gefunden und stelle es Uhland zur Verfügung[7]. Dieser selbst hatte mehrere in Straßburg gedruckte fliegende Blätter «aufgehascht» und aus ihnen sowie den Straßburger Liederbüchern des 16. Jahrhunderts seine Volksliedersammlung bereichert. So war in ihm der lebhafte Wunsch erwacht, in Straßburg selbst nach weiteren Liedern zu forschen, wie er das 1830 in Basel, 1834 in Augsburg, 1835 in Köln getan hatte. Da ihn aber für die nächste Zeit die Ständeversammlung am Reisen verhinderte, bittet er August Stöber in dem Briefe vom 10. Januar

---

[1] Dieses Werk ist nicht zustande gekommen. Ueber Stöbers sonstige Arbeiten zu Geiler vgl. Martin, Jahrb. I, S. 10.

[2] 1793–1872; Prof. in Freiburg (vgl. u. S. 108).

[3] Briefw. II, S. 221.

[4] Briefw. II, S. 230; über M. vgl. die Allg. D. Biogr. XX, 569.

[5] Briefw. II, S. 242.

[6] Vgl. den Brief an Laßberg 28. 11. 28 (Briefw. II, S. 287).

[7] Briefw. II, S. 345; «wohl der Geißlerleich in Closeners Straßburger Chronik» (Anm. d. Herausg.) Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 1035.



1836, ihm über Liederbücher und einzelne Liederdrucke, auf die er etwa bei seinen Geilerforschungen stoßen würde, «gelegentlich durch Schwab ein paar Worte zukommen zu lassen». Die Antwort[1] lautete dahin, «daß die Stadtbibliothek wegen Bauwesens derzeit nicht ganz zugänglich sei»; zugleich teilte Stöber einige Notizen mit, die er Strobel verdankte, «worin unter anderem eines Bohnenliedes von Murner gedacht ist».

Noch im Laufe des Jahres erhielt Uhland Gelegenheit, mit August Stöber persönlich über Straßburg und die Volkslieder zu sprechen, als dieser im Juli nach Stuttgart reiste. Seinen beiden frischen Reisebriefen, die K. Walter veröffentlicht hat[2], verdanken wir einen lebendigen Einblick in den damaligen Literatenkreis der schwäbischen Hauptstadt. Stöbers Besuch galt zunächst Schwab; er kam aber auch mit Uhland mehrfach zusammen. Am 14. Juli um 4 Uhr machte er ihm mit Schwab seinen Besuch; bei dieser Gelegenheit wird Uhland, nach seiner Art, wenig mit dem jungen Elsässer gesprochen haben. Als sie dann abends zufällig im «Adler», wo Stöber wohnte, zusammentrafen, kam es zu einer zwanglosen Unterhaltung, die dem Jüngeren einen tiefen Eindruck hinterließ: «Der edle, schlichte Mann ist so anspruchslos, ganz seinen Wert vergessend, ihn vielleicht nicht einmal in seiner ganzen Größe ahnend». Am nächsten Morgen um 11 Uhr suchte Uhland ihn auf; «wir sprachen über sein Werk über das deutsche Volkslied[3], das ihn jetzt, da die Abgeordneten übermorgen entlassen werden, ganz beschäftigen wird, über Geiler, der ihn sehr interessiert und zu dessen Behandlung er mich sehr aufgefordert und ermutigt. Bevor er sich verabschiedete, überraschte er mich noch mit einem Exemplar der neuesten zehnten Ausgabe seiner Gedichte». Nachmittags sah er Uhland in der Kammer; er entwirft eine lebhafte Schilderung von seinem Auftreten als Abgeordneter. Am Abend gab Gustav Schwab zu Ehren Stöbers ein Nachtessen, dem Uhland und die übrigen «geistigen Gestirne» Stuttgarts beiwohnten. Um Mitternacht begleitete «der edle Uhland» den jungen Elsässer bis fast an seinen Gasthof; beim Abschied lud er ihn, sowie seinen Bruder Adolf nach Tübingen ein. Dort bezog nämlich Uhland nach dem Schluß des Landtags anfangs August sein neugekauftes Haus an der Neckarbrücke, das er — von seinem

---

[1] Vgl. Uhland an Strobel, 1. 11. 36 (Leben, S. 260); der Brief Stöbers scheint nicht erhalten zu sein.

[2] Els. Mon. III, S. 513 ff.

[3] Das Komma hinter «Werk» (bei Walter) dürfte zu tilgen sein.



Frankfurter Aufenthalt abgesehen — bis zu seinem Tod bewohnt hat.

Unter Uhlands Büchern befanden sich noch einige Alsatica aus dem Jahr 1836, von denen wenigstens eines ihm durch Stöber überbracht worden sein wird, das «Erinnerungsbüchlein für fremde und einheimische Freunde des Straßburger Münsters» (Straßburg 1836)[1]. Das dünne Heftchen enthält Gedichte über das Münster, und zwar vier von Ehrenfried, vier von August, fünf von Adolf Stöber, ferner je eins von Arnim, Lamey, Leser, v. Nordstern, Schenkendorf, Theiler, Uhland (Münstersage). Der ungenannte Herausgeber ist August Stöber; denn manche erläuternde Bemerkungen kehren später ähnlich in seinem «Oberrheinischen Sagenbuch» wieder. Aus der Vorrede sei hier folgende Stelle wiedergegeben: «Bist du ein deutscher Wanderer und kommst über den alten Rheinstrom geschritten und meinest, du könnest es nimmer und nimmer tragen, daß der deutsche Riesenbau in fremder Hand, so gedenke: Du kommst aus dem Lande der unzähligen Kronen und Krönlein; schau auf deines Deutschlands zerrissene Landkarte und der Völker zerrissenes Herz und mute uns nicht zu, etwa ein neues Steinchen oder Ringlein zu bilden, zu den Sigmaringlein und Lichtensteinchen, oder uns gar von den großen Ungeheuern des Nordens oder Ostens auffressen zu lassen! . . . Ja, werde du mit den Deinen erst Eins und groß und stark, dann komm und sag' deinen Spruch! Bist du ein Kind des Landes, so verzeih den deutschen Sängern im Büchlein den heiligen Schmerz, womit sie vom Münster herab auf unser Land schauen oder von ihren Bergen herüber sehnsüchtig die Arme gegen es ausstrecken: es macht deinem Elsaß Ehre, daß man es vermißt im alten Vaterlande . . .»

Auch das zweite Büchlein «Blätter aus dem Hain» ist in durchsichtiger Weise anonym. Der Verfasser zeichnet seine Anfangsbuchstaben A. L. unter die Widmungsverse; es ist der Vertreter einer älteren Generation, August Lamey (1772—1861). Seine Dichtungen mögen Uhland etwas seltsam angemutet haben, namentlich die nach evangelischen Kirchenliederweisen gedichteten «Dekadenlieder» der Revolutionszeit werden ihm wohl nur als historische Kuriositäten erschienen sein.

An Uhlands «Sagenforschungen» knüpfte sich ein weiterer Verbindungsfaden mit dem Elsaß. Der zunächst erschienene erste Teil «Der Mythus von Thor» (Stuttgart und

---

[1] Daß er Schwab ein Exemplar mitbrachte, bezeugt Adolf Stöbers Brief an diesen (2. 6. 36), Jahrb. X, S. 104.

Augsburg 1836) veranlaßte den Straßburger Professor Strobel (vgl. S. 99) sich am 20. Oktober 1836 an den Verfasser mit der Bitte zu wenden, er möge ihn und den mitunterzeichneten Rektor Collard zur Herausgabe einer französischen Uebersetzung ermächtigen, von der eine Probe beigelegt wurde[1]. Uhland ging auf das Anerbieten freundlich ein, betonte jedoch in seinem Antwortschreiben vom 1. November[2], daß die Fortsetzung der «Sagenforschungen» durchaus unsicher sei (tatsächlich ist sie nicht zustande gekommen). Er benutzte auch diese Gelegenheit, für seine «Volkslieder» einen Straßburger Mitarbeiter zu gewinnen; hatte doch Strobel ihm durch August Stöber bereits einige Mitteilungen gemacht. «Es ist mir nun sehr erwünscht, mich an den in jener Zeit so wohl bewanderten Herausgeber der Beiträge zur deutschen Literatur mit der Anfrage unmittelbar wenden zu können, ob sich mir etwa in Straßburg noch Quellen für die Kenntnis der alten volksmäßigen Lieder erschließen könnten». Strobels Antwort auf diesen Brief scheint nicht erhalten zu sein; erhebliche Beiträge hat er offenbar nicht liefern können, wenigstens wird sein Name in den Anmerkungen zu den «Volksliedern» nirgends erwähnt[3].

Im folgenden Jahre begab sich Uhland selbst auf die Suche. Die Witwe erzählt[4]: «Das Jahr 1837 durfte Uhland seinen Arbeiten widmen. Er strebte seine schon lange begonnene Volksliedersammlung zu vervollständigen. Eine Reise nach Straßburg wurde auch zu diesem Zwecke unternommen und zugleich wollte er auch seiner Frau das Münster zeigen» — ein Wunsch, zu dem das «Erinnerungsbüchlein» (vgl. S. 104) beigetragen haben mag. Der fünfzigjährige Dichter unterließ es nicht, nochmals die Plattform des Straßburger Münsters zu ersteigen; im Fremdenbuch findet sich seine Eintragung: «27. Juli 1837; Ludw. Uhland von Tübingen»[5]. Sonst ist

---

[1] Anhang I; vgl. Ad. Stöber an Schwab (9. 3. 37), Jahrb X, S. 105.

[2] Leben, S. 258—260; vgl. oben S. 103. Anm. 1.

[3] Zetters Mitteilung (s. u.): «Aus der Straßburger Bibliothek waren ihm bereits wertvolle Mitteilungen durch Strobel u. a. gemacht worden» bezieht sich wohl auf das oben (S. 103) Gesagte.

[4] Leben, S. 264.

[5] Vgl. Rieffel, Die Fremdenbücher der Münsterplattform, Straßburg 1912, S. 38, wo das Datum inkorrekt hinter dem Namen steht. Auch war Uhland nicht «in jenem Augenblick württembergischer Gesandter (!) auf dem deutschen Reichstag (!)». — An Mayer schreibt Uhland 2. 8. 37: «Soeben von meinem Ausfluge nach Straßburg wieder angelangt» (Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 1867 II, S. 155).

über diesen Straßburger Aufenthalt nichts bekannt, als daß die Nachforschungen nach Volksliedern erfolglos waren[1].

Trotzdem gab Uhland die Hoffnung nicht auf, aus dem Elsaß weitere Ausbeute zu bekommen. Als ihn im Sommer 1840 der junge elsässische Dichter Friedrich Otte (Georg Zetter aus Mülhausen, 1819—1872)[2] durch einen Empfehlungsbrief Strobels eingeführt, in Tübingen besuchte, brachte er bald das Gespräch auf sein Lieblingsthema[3]. Er meinte, «es müßte im Elsaß und zwar vorzüglich in den Bibliotheken von Schlettstadt, Colmar usw. . . . noch ein reicher Schatz solcher Dichtungen begraben liegen».

In derselben Unterredung wies Uhland auch auf die Ueberlieferung hin, wonach sich eine Handschrift des Klosters Murbach mit Heldenliedern der karolingischen Zeit noch in elsässischem Privatbesitz befinde und regte an, die elsässischen Schriftsteller sollten sich deren Wiederauffindung angelegen sein lassen[4].

Weiter berichtet Zetter: «Auf einem Seitentischchen lagen die kurz zuvor erschienenen Gedichte des Straßburger Drechslermeisters Daniel Hirtz, über die er eine große Freude zeigte, weil er sie, wie in Deutschland allgemein geschehen, als den Ausdruck der im Elsaß vorherrschenden Gesinnung betrachtete, das, den politischen Verhältnissen zum Trotz, weder sein deutsches Gemüt verleugnen, noch die angestammte Muttersprache vergessen wollte», Die Gedichte von Georg Daniel Hirtz (1804—1893)[5] waren im Jahre 1838 erschienen. Das von Zetter erwähnte Exemplar Uhlands befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Tübingen; es trägt auf dem Vortitel die eigenhändige Widmung des Verfassers: «Dem edlen, trefflichen Sänger, Ludwig Uhland, zur freundlichen Erinnerung an den Verfasser». Diese Worte lassen auf eine vorausgegangene persönliche Begegnung (1837?) schließen, von der aber nichts bekannt ist. Für die von Uhland begrüßte Gesinnung des Büchleins sind folgende Verse besonders kennzeichnend, die der wackere Drechslermeister am Sonntag früh «in der Münsterkrone», den Blick auf das elsässische und badische Land gerichtet, niederschrieb (5. August 1838):

---

[1] Uhland an Schreiber 1. 2. 44 (Leben, S. 319).

[2] Vgl. über ihn: Martin, Jahrb. III, S. 19ff.

[3] Vgl. Ottes fesselnden Bericht im Elsässischen Samstagsblatt 1862, Nr. 49 (wieder abgedruckt Els. Mon. III, S. 503 ff.).

[4] Vgl. Uhlands Brief an Aug. Stöber vom 20. 8. 52 und dazu Martins Bemerkung im Jahrb. I, S. 21.

[5] Vgl. über ihn: Martin, Jahrb. XIX, S. 9ff.

Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band.

Auch das von echt deutschem Geiste durchdrungene Vorwort, mit dem der Theologe Eduard Reuß seinen Schulkameraden Hirtz als neuen «Meistersänger» in die literarische Welt einführte, mußte den schwäbischen Dichter ansprechen. Da heißt es u. a.: «Wir reden deutsch (das Wort hat Anklang gefunden!) heißt ja nicht bloß, daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, in unsrem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer unsres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeeren willen, noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsre Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unsrer Deutschheit zu finden wissen.»

Zetter selbst schenkte Uhland sein Büchlein: «Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden, von Friedrich Otte[1]», das im Jahre seines Tübinger Besuches in Straßburg erschien. Hatte er schon in der Schule Uhlands Gedichte «beständig zur Hand und im Kopf» gehabt[2], so ist nicht zu verwundern, daß sie seine eigenen in Form und Gedanken aufs stärkste beeinflußt haben; beispielsweise erinnert «Der tote See» (S. 12 ff.) außerordentlich stark an «Des Sängers Fluch» und «Das Glück von Edenhall».

Die nächste dichterische Gabe[3], die Uhland aus dem Elsaß

---

[1] Univ.-Bibl. Tüb.; dieselbe besitzt die ‹Gedichte› von Friedrich Otte (1845) nicht, womit nicht gesagt ist, daß Uhland sie nicht gehabt hat.

[2] Vgl. Jahrb. III, S. 20.

[3] Aus dem Jahr 1841 besaß Uhland eine Schrift von Wilhelm Schulz: Der Bund der Deutschen und Franzosen für Gründung eines nationalen Gleichgewichts (Straßburg). Von der Widmung sind noch die Worte ‹durch den Verfasser› zu erkennen (Mitteilung von stud. phil. Reinhold Geiger in Tübingen).

erhielt, war August Stöbers «Oberrheinisches Sagenbuch» (Straßburg 1842)[1], in das neben vielen andern Gedichten vorwiegend elsässischer Herkunft[2] auch Uhlands neuzeitliche «Münstersage» aufgenommen worden war; er wird auch im Vorwort gebührend hervorgehoben.

Ins Jahr 1843 fällt Uhlands dritter Aufenthalt in Straßburg. Er schreibt darüber am 1. Februar 1844 an Professor Schreiber in Freiburg: «Leider mußte ich Sie bei meinem letzten Besuch in Freiburg verfehlen . . . . So eilte ich denn . . dem Rheine zu und freute mich in Breisach eines schönen Herbstabends; von da ging es nach Kolmar und Straßburg. Schon vor mehreren Jahren[3] hatte ich in Straßburg, wo eine der tätigsten Druckstätten für die Liederbücher und fliegenden Liederblätter des 16. Jahrhunderts sich befand, in dieser Richtung vergeblich nachgeforscht. Als ich nun meine Sammlung abschließen sollte, ließ es mir keine Ruhe, nochmals anzuklopfen; der Erfolg war aber nicht günstiger. Sollte wirklich das Elsaß mit seinen alten Reichsstädten nichts mehr von diesem einstigen Liederschatz bewahrt haben, oder bin ich nur nicht an die richtigen Quellen gekommen? Zwei handschriftliche Lieder vom elsässischen Bauernkrieg waren der ganze Ertrag, aber, wie anderwärts, Lieder gegen die Bauern; für diese habe ich bis jetzt überhaupt nur eines gefunden, von ihnen selbst gesungen keines[4]».

Die beiden Lieder vom elsässischen Bauernkrieg hat Uhland unter seine «Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder» (Stuttgart und Tübingen 1844—1845) als Nr. 184 und 185 eingereiht[5]. Es ist das «Lied Jakobs von Landsperg» und

---

[1] Auch als «Elsässisches Sagenbuch» zitiert. Die Einleitung trägt das Datum: «Buchsweiler, Frühling 1840».

[2] Weitaus am stärksten, mit 57 Gedichten, ist August Stöber selbst vertreten.

[3] 1837; vgl. oben S. 105 f.

[4] Leben, S. 318 f.

[5] In den «Quellen» bemerkt Uhland (II, S. 1020) zu Nr. 184: «Eine Sammlung in Druckschriften in 4°, meist den Bauernkrieg betreffend, auf der Straßburger Bibl.»; zu 185: «Fl. Bl. des 16. Jhd.». Fliegende Blätter aus Straßburg werden als Quellen noch mehrfach angegeben, darunter 12 von «Thiebolt Berger, Straßburg, um 1570»; vgl. Uhland an Strobel 1. 11. 36 (oben S. 105). Ferner Straßburger Handschriften, ein gedrucktes und ein handschriftliches Liederbuch von dort. Zu Nr. 310 wird — als einziger elsässischer Gelehrter — L. Schneegans mit seiner Arbeit über die Geißler angeführt.

der «Geckenkrieg», dessen Dichter Lienhart Ott sich in der letzten Strophe nennt[1].

Das Jahr 1844 brachte Uhland wieder einen Gast aus dem Elsaß; Adolf Stöber folgte der schon im Jahre 1836 an ihn und seinen Bruder ergangenen Einladung nach Tübingen. Leider ist über diesen Besuch nichts Näheres bekannt. Wir erfahren davon nur durch einen Brief, mit dem der Mülhauser Pfarrer am 15. Dezember 1845 die Darbietung seiner damals erschienenen «Gedichte» an Uhland begleitete[2]. Er erneuert hier den Ausdruck seiner verehrungsvollen Ergebenheit und spricht den Wunsch aus, daß der «verehrte Meister» in seinen Liedern einen Lehrling seiner Muse und ein deutschgesinntes Gemüt erkennen möge. Das Gedicht «An Ludwig Uhland» vom Jahre 1835 (vgl. oben S. 101) durfte in dieser Sammlung nicht fehlen (S. 63).

Bald darauf stellte sich der Bruder August Stöber wieder mit einer kleinen Gabe ein: «Weinblüt-Phantasien auf Hohkönigsburg», gedichtet im Frühling 1845, zuerst erschienen in den «Elsässischen Neujahrsblättern» 1846[3]. Dieses duftige, rebenbegeisterte Gedicht, das «Wilhelm Wackernagel freundlichst gewidmet» ist, «vielleicht das Schönste, was dem Dichter gelungen ist»[4], kann nach Form und Inhalt als Vorläufer zweier sehr bekannter Dichtungen gelten, «Waldmeisters Brautfahrt» von Roquette (1851) und des «Trompeters von Säckingen» (1853). Als Uhland im Juli 1846 die Hohkönigsburg besuchte, gedachte er freundlich ihres Sängers[5].

Das Jahr 1845 brachte noch ein weiteres dichterisches Geschenk aus dem Elsaß, die «Chronik der Elsässer in Liedern und Gemälden von August Lamey». Diese Gedichte zeigen, verglichen mit der früheren Sammlung «Aus dem Hain», unverkennbar den Einfluß Uhlands auf den damals schon mehr als siebzigjährigen elsässischen Dichter. An Stelle der antiken Odenform, die Lamey früher bevorzugte, sind gereimte deutsche Strophen getreten; mit Vorliebe verwendet er die

---

[1] August Stöber hat es in seinem Buch «Aus alten Zeiten» (2. Bearbeitung, Mülhausen 1872, S. 226 ff.) abgedruckt. Dort wird auch eine französische Uebersetzung von Ingold (1867) erwähnt.

[2] Anhang III. Das Widmungsexemplar der Gedichte befindet sich in der Univ.-Bibl. Tüb.

[3] Sonderabdruck o. O. u. J. in der Univ.-Bibl. Tüb.; vgl. August Stöbers Gedichte 1867 S. 225 ff.

[4] Martin, Jahrb. I, S. 11.

[5] An August Stöber 27. 7. 46: «Die Hohkönigsburg, die von Ihnen gefeiert ist», Els. Mon. III, S. 508 (mit Textverbesserung nach Walters Mitteilung).

erneuerte Nibelungenstrophe nach dem Vorbild der Rauschebartlieder zu größeren Balladenkränzen. In welchem Sinne die Uebersendung an Uhland gemeint war, ergibt sich aus den Worten der Vorrede: «Schlichte Klarheit der Darstellung, reinen Fluß und Wohlklang der Sprache schätzt der Verfasser in aller Art Poesie der höchsten Sorgfalt und Mühe wert. Inwiefern er diesen und andern Erfordernissen der Kunst Genüge geleistet, muß er dem Urteile der Befugten im deutschen Sängerwalde[1] anheimstellen, wobei er jedoch auf die Anerkennung rein patriotischer Absicht von Seiten seiner wohlwollenden Mitbürger des Elsasses rechnen darf; wohlwollend, denn sie hören noch gerne die Laute der alten Mutterzunge und haben Lob für die Heimischen, die . . . das Band der Sympathie mit den Brüdern jenseits unterhalten.»

Ein Geschenk etwas anderer Art bildeten Strobels «Französische Volksdichter in Biographien, Uebersetzungen und Auszügen», deren «erste Abteilung» im Jahre 1846 in Baden erschien. Am 16. April dieses Jahres bat der Verfasser brieflich, seine Schrift Uhland zueignen zu dürfen[2]. Dieser scheint die Bitte, vielleicht stillschweigend, gewährt zu haben; denn in der Tat ist dem Titel folgendes Widmungsblatt beigefügt: «Herrn Dr. Uhland, dem hochverehrten Dichter, dem Vorbilde und Pfleger der Volkspoesie, ehrfurchtsvoll gewidmet von A. W. Strobel». Es ist wohl die einzige literarische Widmung, die Uhland aus dem Elsaß erhielt.

Im Juli 1846 unternahm Uhland vom Schwarzwald aus, wo er sich mit Frau und Pflegesohn eine kurze Erholung gegönnt hatte, eine mehrtägige Reise ins Elsaß, wobei er zum erstenmale auch einige schöne Punkte der Vogesen aufsuchte. Zunächst besuchte er seine literarischen Freunde in Mülhausen, die beiden Brüder Stöber und Georg Zetter[3].

Herr Justizrat Dr. Stöber in Mülhausen, der Sohn Adolf Stöbers, besitzt noch eine Erinnerung an diesen Besuch in Gestalt von Uhlands Gedichten (Auflage von 1845) mit der eigenhändigen Widmung: «Herrn August Stöber zu freundlicher Erinnerung und als kleines Zeichen des Dankes für das treffliche elsässische Volksbüchlein. Mülhausen, den 22. Juli 1846.

---

[1] Anklang an Uhlands Verse: «Singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald».

[2] Anhang II. — Uhland besaß auch Strobels Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff, Quedlinburg und Leipzig 1839 (Univ.-Bibl. Tüb.).

[3] Jahrb. III, S. 20; Els. Mon. III, S. 505.

L. Uhland»[1]. Der erste Teil des «Elsässischen Volksbüchleins», eine Sammlung von Kinderreimen und dgl. war bereits 1842 erschienen, aber anscheinend erst später dem schwäbischen Freunde geschenkt worden.

Ueber den weiteren Verlauf seiner elsässischen Reise schrieb Uhland seiner Frau[2]: «Straßburg, Sonntag, 26. Juli 1846. Liebste Emma! Seit wir uns bei Oppenau trennten, war ich so rastlos auf Fahrt und Wanderung, daß ich mich nicht zum Schreiben niedersetzen konnte[3]. Für meine Liederforschungen hat sich nicht eben Bedeutendes ergeben, und die Bibliotheken[4] waren rasch abgemacht; doch traf ich in Colmar eine noch unbekannte Meistersängersatzung[5], und mit der dortigen Bibliothek ist eine merkwürdige Sammlung altdeutscher Bilder vereinigt. Je weniger mich die Gelehrsamkeit beschäftigte, um so mehr nahm ich Anlaß, das nahe liegende Gebirg etwas näher kennen zu lernen. Drei Gänge machte ich auf dieses; den einen von Colmar aus zu den drei alten Burgen von Rappoltsweiler, den andern von Schlettstadt nach der Hochkönigsburg, der großartigsten Burgruine der Vogesen, den dritten gleichfalls von Schlettstadt auf den Odilienberg. Alle drei gewährten reichen Genuß an herrlicher Nah- und Fernsicht, sowie an geschichtlichen Erinnerungen. Von den Brüdern Stöber in Mülhausen war ich für den ganzen Weg mit Empfehlungen an evangelische Geistliche wohl versehen, bei denen ich gastliche Aufnahme und angenehme Begleitung fand[6]; auch dienen mir diese Empfehlungen noch zu neuen Bekanntschaften in Straßburg. Die Gebirgsgegenden und Aussichten haben Aehnlichkeit mit denen vom Trifels, der Madenburg und dem Drachenfels. Wenn ich diesmal Deine teilnehmende Gegenwart vermißte, so mußte mich die Erwägung trösten, daß es Dir bei der großen Hitze sehr beschwerlich, zum Teil fast unmöglich gewesen sein würde, die weiten[7] Bergpfade zu ersteigen.»

---

[1] Mitteilung Karl Walters.

[2] Leben, S. 332f.

[3] Hieraus ergibt sich, daß der Aufenthalt in Mülhausen nur ganz kurz gewesen sein kann; er wird sich auf einige Stunden des 22. Juli beschränkt haben; höchstens könnte die Ankunft am 21. erfolgt sein.

[4] In Colmar und Schlettstadt, vgl. Brief an Aug. Stöber 27. 7. 46 (Els. M. S. 508).

[5] Der Bibliothekar Hugot zeigte sie ihm; vgl. den Brief an August Stöber 20. 8. 52 (Jahrb. I, S. 21 mit Martins Anm.).

[6] Vgl. den Brief an Aug. Stöber 27. 7. 46 (Els. Mon. III, S. 508 mit Walters Anm.).

[7] steilen?



Etwas ausführlicher gibt Uhland seine Vogeseneindrücke in einem Briefe wieder, den er am 24. Juni 1847 seinem Freunde Gustav Pfizer schrieb, als dieser mit seiner Frau eine Reise ins Elsaß beabsichtigte[1]:

«Es tut mir leid, die Anfragen Deiner lieben Frau in Beziehung auf eine Reise ins Elsaß nur höchst ungenügend beantworten zu können. Mein Ausflug dahin im vorigen Sommer wurde so rasch beschlossen und ausgeführt, daß ich weder mit Handbuch noch Karte versehen war, und ich weiß auch nicht, ob es überhaupt einen kompendiösen Wegweiser für jene Gegend gibt. — . . . In Mülhausen würden die Brüder Stöber durch einen Besuch von Dir sehr erfreut werden und könnten zur Weiterreise guten Rat geben; wenn Du sie besuchst, grüße sie doch von mir! Von Mülhausen aus wird sich die kurze Fahrt nach Thann, des dortigen Münsters wegen, wohl lohnen; ich selbst kam nicht dahin. In Colmar befindet sich auf der Bibliothek eine sehr sehenswerte Sammlung altdeutscher Bilder, meist von Martin Schongauer; auch die Hauptkirche besitzt eines seiner bedeutenderen Bilder[2]. Von der Station Ribauviller (zu deutsch Rappoltsweiler) gelangt man mit dem Omnibus in kurzer Frist nach dem Städtchen dieses Namens und kann von da die drei Rappoltsteiner Burgen besteigen, die, für sich merkwürdig, auch eine treffliche Aussicht gewähren; in einer Bergschlucht liegen die Trümmer des Kirchleins am Dusenbach, wo die Spielleute, deren König der Herr von Rappoltstein war, ihre Jahresfeier begingen. Zu den Burgen muß man vom Städtchen aus einen Wegweiser nehmen, der dann auch über den Kamm des Waldgebirges hinüber zur Hochkönigsburg, einer vormaligen Veste der Hohenstaufen, der größten Burgruine im Elsaß, wieder mit ausgebreiteter Fernsicht, und von da hinunter nach der Bahnstation St. Hippolyte (Pölten) führen kann. Jenseits Schlettstadt, von der Station Barr, bringt der Omnibus in ein Seitental zum Städtchen Barr, von wo aus man den berühmten Odilienberg besteigt. Die verschiedenen bedeutenden Aussichtspunkte gewähren doch in der Hauptsache dasselbe großartige Bild, rückwärts die Vogesen, vorn hinaus das Hügelland und die Ebene, mit Burgen, Städten, dem glänzenden Laufe des Rheinstroms und jenseits dem Schwarzwaldgebirge. Reicht die Zeit nicht zu Mehrerem, so würde ich vorzugsweise zum Odilienberge raten. Der schöne Weg durch die Wälder, die bedeutende Höhe des Bergs, das Nonnenkloster mit der Wall-

[1] Leben, S. 334—336.
[2] Die Madonna im Rosenhag.

fahrt, die keltischen Steinumhegungen, beim Herabsteigen die Burgruine Landsberg, auch der Anblick auf die furchtbare Baurenschlachtstätte von Scherweiler[1], alles malerisch, legendarisch, historisch bedeutsam. In Barr wäre wohl auch unter allen diesen kleineren Städten das beste Nachtquartier, in dem Gasthaus, wo der Omnibus anfährt und wo man auch mit einem Wegweiser versehen wird, bei einer höchst rührigen, ältern Wirtsfrau.»

In Straßburg dürfte sich Uhland vom 25. bis zum 27. oder 28. Juli aufgehalten haben. In dem schon teilweise wiedergegebenen Briefe an seine Frau schreibt er: «Hier werde ich, da am Sonntag die Bibliothek nicht zugänglich ist, wohl aber Besuche gemacht werden können, noch den morgigen Montag zu verbleiben haben. Wird mir nicht geraten, noch einen Abstecher nach Hagenau zu machen, so kann ich um die Mitte der Woche zurück sein . . .»

Die Besuche am Sonntag galten wohl in erster Linie dem Professor Strobel und dem Archivar Ludwig Schneegans (1812—1858), dem Jugendfreunde August Stöbers. Bei Schneegans fand Uhland gastliche Aufnahme[2]; wie es scheint, lernte er bei dieser Gelegenheit auch dessen Schwager, den Germanisten Friedrich Wilhelm Bergmann, kennen[3]. Frau Schneegans[4] sang dem Dichter eines seiner Lieder, das sie komponiert hatte (Des Knaben Berglied), vor[5]. Auch am Montag machte Uhland noch einen Besuch, und zwar bei Daniel Hirtz, den er in seiner Werkstatt am Schiffleutstaden (damals Nr. 43) bei der Arbeit aufsuchte[6]. Die Freude des Drechsler-Dichters

---

[1] Uhland denkt hier an das «Lied Jakobs von Landsperg» (Volkslieder I, Nr. 184; vgl. oben S. 108), das von der dritten Strophe ab das Gemetzel von Scherweiler erzählt. In der Erinnerung hat er die Stätte vom Fuß der Hohkönigsburg an den des Odilienbergs verlegt, vielleicht weil das Lied anfängt: «Ein ziegler zu Bar ein burger was».

[2] Vgl. den Brief an die Witwe Schneegans (Anhang VII) und Gustav Mühls Skizze «Ludwig Schneegans» (Alsatia 1862—67) S. 1 ff.), wonach Uhland «im Jahre 1846 einen Abend im häuslichen Kreise unseres Freundes zubrachte» (S. 15).

[3] U. an Schneegans 20. 8. 52 (unten S. 116). Uhland besaß Bergmanns Schriften: Sur l'origine des Romans du St. Graal, Straßburg 1842 und Les peuples primitifs de la race de Jafète, Colmar 1853. Die erste enthält eine französische Widmung von der Hand des Verfassers (Mitteilung von R. Geiger in Tübingen).

[4] Luise, geb. Bartholme aus Straßburg.

[5] Schneegans an U. 25. 3. 49. (Anhang IV.)

[6] Vgl. Jahrb. XIX, S. 11. — Kurz nach Uhland besuchte Emma von Niendorf, die Freundin Lenaus, den elsässischen Meistersinger

über diesen Besuch spricht noch aus der Widmung, mit der er dem berühmten Sangesgenossen die neu erschienene zweite Auflage seiner Gedichte (Straßburg 1846) als Gastgeschenk mit auf den Weg gab: «Dem hochgefeierten schwäbischen Sänger, Ludwig Uhland, zur freundlichen Erinnerung an das alte Straßburg und an D. Hirtz, 27. Juli 1846»[1].

Am selben Tage schrieb Uhland von Straßburg aus ein Briefchen an August Stöber mit der Bitte um Auskunft über eine Liederhandschrift zu Dijon und mit kurzem Bericht über den Verlauf seiner Vogesenwanderung; am Schluß spricht er die Hoffnung aus, ihn «auf den September in Frankfurt wiederzusehen»[2].

In der Tat begegnete August Stöber dort auf der Germanistenversammlung seinen beiden verehrten Freunden Jakob Grimm und Uhland[3]. Dieser brachte hier bei einem Festabend des Liederkranzes einen Trinkspruch aus, dessen Schluß lautete: «Als diesen Morgen im Saal (des Römers) das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Versammlung und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen»[4]. Der Bericht von diesem zündenden Wort regte Adolf Stöber zu einem Gedicht «Die Germanisten im Kaisersaal zu

---

in seinem «gelben Hause mit grünen Läden». Sie erzählt davon im Morgenblatt 1847, Nr. 31: «Ich traf ihn bei der Arbeit; bieder reichte er mir die schwielenvolle Hand, und aus den blauen Augen sah mir deutsche Wärme und deutsche Träumerei entgegen. Die Fenster der geräumigen Werkstätte im Erdgeschosse sind mit Grün und Blumen umsponnen, zwischen hindurch gewahrt man das Wasser, die Schiffe, gegenüber am andern Ufer den bischöflichen Palast, und hoch über all dem schaut der Münsterturm herein auf das Tagewerk des Meisters, dem er manches Lied in die Seele geflöst hat. Es erhöhte den Reiz von solch mittelalterlichem Stilleben, daß ich mir Uhland hier dachte, welcher vor kurzem an diese Türe geklopft hatte, nach Volkssängen forschend.»

[1] Univ.-Bibl. Tüb. — Die Enkelin von Hirtz, Frau Apotheker Bauer in Ittenheim, erinnert sich, Briefe Uhlands an ihren Großvater gesehen zu haben, weiß aber nicht, wohin diese gekommen sind. Wahrscheinlich habe ihr Onkel, Pfarrer Grötzinger in Colmar (vgl. Jahrb. XIX, S. 13), sie erhalten; nach dessen Tod seien sie wohl mit dessen Büchern verkauft worden. Vielleicht trägt dieser Hinweis zu ihrer Wiederauffindung bei.

[2] Els. Mon. III, S. 508.

[3] Jahrb. IX, S. 134. — Grimm begleitete Uhland von Frankfurt nach Tübingen und war dort sein Gast; vgl. Leben, S. 337 ff.

[4] Leben, S. 337 (nach Creizenachs Bericht); etwas anders gibt die Worte Notter, Uhland, S. 337.

Frankfurt»[1] an, das in Form und Inhalt sich an Uhlands bekanntes Gedicht «Wenn heut ein Geist herniederstiege» anlehnt. Anfang und Schluß seien hier mitgeteilt:

Wie blicken ernst aus ihren Rahmen
Die Kaiser dort in reicher Tracht!
Wie mahnen die bekränzten Namen
Ans alte Reich und seine Macht!
O seht die hohen Kronenträger!
Es winkt ihr Blick, es zuckt ihr Mund;
An euch, des Deutschtums treue Pfleger,
Ergeht ihr Geistergruß zur Stund . . .

Doch mutig redet, rechtet, handelt!
Vielleicht mit Gott erscheint die Zeit,
Wo feierlich zur Krönung wandelt
Ein Kaiser, der sein Volk befreit.

In Uhlands Besitz befand sich ein dünnes Heft mit einer Dichtung Gustav Mühls (1819—1880)[2], «Neue Bahnen» betitelt, die keine Jahreszahl trägt, aber ihrem Inhalte nach aus den vierziger Jahren stammen muß. In Hexametern werden da die «Wunder der Jetztzeit» gefeiert, und zwar in der Einleitung Photographie, Narkose und Telegraphie, im Hauptteil die Eisenbahn. Sollte Mühl im Jahre 1847 auf seiner Reise nach Stuttgart, München usw.[3] auch Tübingen berührt und dem sechzigjährigen Uhland sein Gedicht überreicht haben? Oder hatte er ihn schon 1846 durch seinen «Herzensfreund» Schneegans oder durch Hirtz kennen gelernt?[4].

In Straßburg hatte Uhland den Archivar Schneegans um die Abschrift einiger Lieder aus einem Bande des Buchdruckers Heitz gebeten. Die Erfüllung dieser Bitte verzögerte sich außerordentlich, und als sich Schneegans endlich am 25. März 1849 zur Absendung aufraffte, gab er seinem Bedauern über das Versäumnis («einem Manne gegenüber, dem ich schon so lange her meine innigste, wärmste Verehrung zugewendet habe») in so wortreicher Weise Ausdruck, daß ich davon absehen muß, diesen Brief in seiner ganzen Länge mitzuteilen[5]. Von großem Interesse ist jedoch die von deutsch-nationalem Empfinden getragene Nachschrift. Uhland erhielt den Brief durch Justinus Kerner, und zwar mit erheblicher Verspätung

---

[1] Morgenblatt 1847 Nr. 1, S. 3.
[2] Vgl. über ihn: Martin, Jahrb. II, S. 151 ff.
[3] Ebend. S. 152.
[4] Hirtz und Mühl begleiteten Emma Niendorf (vgl. S. 113 Anm.) 6 auf das Münster (Morgenblatt 1847, Nr. 32).
[5] Anhang IV.

(am 8. Juni). Es war die bewegteste Zeit seines Lebens. Am 31. Mai hatte er nach einjähriger Tätigkeit in der deutschen Nationalversammlung Frankfurt verlassen und am 6. Juni der ersten Sitzung des Stuttgarter Rumpfparlaments beigewohnt, das dann am 18. von der württembergischen Regierung aufgelöst wurde. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß er seinerseits dem Straßburger Freunde die Antwort schuldig blieb. Auch eine Zusendung von August Stöber — die beiden ersten Jahrgänge der im Jahre 1850 begründeten «Alsatia» und ein Teil seiner «Sagen des Elsasses» — blieb zunächst unbeantwortet. Am 13. Juli 1852 sandte Schneegans zwei weitere Abschriften von Volksliedern, darunter das «Wormser Lied», nach Tübingen. Gleichzeitig bat er, von August Stöber dazu ermutigt, den Dichter um eine eigenhändige Abschrift seines Gedichtes «Das ist der Tag des Herrn» für ein Album seiner Frau [1]. Kurze Zeit darauf ließ August Stöber die Schlußlieferung seiner Jakob Grimm gewidmeten S a g e n d e s E l s a s s e s an Uhland abgehen. Dieser antwortete nun endlich den beiden Freunden am 20. August 1852; dem Brief an Schneegans [2] legte er denjenigen an August Stöber zur Weiterbeförderung bei. Dem ersteren dankt er für die früheren und die neuen Gaben, von denen das Wormser Lied ihn ganz besonders erfreut habe [3], und sendet die erbetene Abschrift mit herzlichem Glückwunsch zum Geburtstag der Frau Schneegans. Bezugnehmend auf die von Schneegans gelieferten Beiträge zum Sagenbuch [4] («z. B. die mir besonders merkwürdige Nachricht über das Wuotansheer im Elsaß und Breisgau, S. 433 ff.») bittet er um Mitteilung, falls jenem in seinen handschriftlichen Quellen etwas begegnet sei oder noch begegnen werde, «was den Ursprung der Schwaben oder die Ableitung ihres Namens sagenhaft berührt, was zum Ruhm oder zum Spotte (als Schwabenstreiche) von denselben gemeldet wird». Endlich bittet er Schneegans, ihn seinem Schwager Bergmann «in freundliches Andenken zu rufen» [5]. Auch Stöber gegenüber [6]

---

[1] Anhang V.

[2] Leben, S. 422—425.

[3] «Es wird einem Nachtrag . . . zu wahrer Zierde gereichen». Das Lied scheint aber bis jetzt noch nicht gedruckt zu sein.

[4] Stöber hebt diese in der Vorrede S. X f. mit ganz besonderem Danke hervor.

[5] «Daß sein Eddawerk druckfertig sei, habe ich von Prof. Keller mit lebhaftem Interesse vernommen».

[6] Jahrbuch I, S. 20—22; in der Els. Mon. III, S. 509 ist das Datum dieses Briefes irrig angegeben (20. März).

geht er auf Einzelheiten der elsässischen Sagen ein; besonders interessiert ihn die Frage, ob der Name Wasgenstein, den jener im oberen Breuschtal, oberhalb Framont, lokalisiert hatte, dort «volksüblich ist oder urkundlich vorkommt, oder ob er nur nach der den Heldengedichten entnommenen Vermutung auf jenes Felsentor bezogen wird». Auch möchte er gerne auf eine Abbildung der Stelle hingewiesen werden. Eifrig empfiehlt er wiederum, der Murbacher Handschrift nachzuforschen.

Im Jahre 1856 ernannte die von den Brüdern Stöber und Friedrich Otte ins Leben gerufene deutsch-literarische Gesellschaft «Concordia» in Mülhausen Ludwig Uhland zu ihrem Ehrenmitglied [1]. Er dankt in einem Brief an August Stöber [2] (17. Februar) für die freundliche Einladung zur Festsitzung (20. Februar) und bedauert, wegen der weiten Entfernung nicht daran teilnehmen zu können.

Im Juli desselben Jahres nahm Schneegans die Reise eines Freundes, des Anwalts Wolf, nach Württemberg, zum Anlaß, dem Dichter ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. Er legte seinem Brief vom 27. Juli [3] die Abschrift eines volksmäßigen Liedes bei, das er auf einem alten Kupferstich in einem Sammelband der Straßburger Bibliothek [4] aufgefunden hatte; es bezieht sich auf die Schleifung der Drusenheimer Schanzen durch die Schweden im Jahre 1632 [5].

Der siebzigjährige schwäbische Dichter betrat noch einmal elsässischen Boden; und zwar war es der in Stöbers Sagenbuch erwähnte Wasgenstein (vgl. oben), der ihn anlockte. «Die Beschäftigung mit der Heldensage veranlaßte Uhland im Juni 1857 zu einer Reise nach Rheinbayern. Er wollte in den Sagen genannte Oertlichkeiten, namentlich den Wasgenstein, auch Wasichenstein genannt, bei Schönau besuchen. Von Bergzabern aus gelangte er nach Schönau und wurde von dem Direktor des dortigen Eisenwerks sehr freundlich geleitet. Der Wasgenstein liegt über der französischen Grenze, und die Begleitung war ihm deshalb und weil der Weg viele Schwierigkeiten bot, recht von Nutzen . . . Die Besichtigung dieser Felsgegend bestärkte Uhland in der Vermutung, daß

[1] Vgl. Jahrb. I, S. 17; Els. Mon. III, S. 506.

[2] Jahrb. I, S. 22 f. Els. Mon. III, S. 508 f.

[3] Anhang VI. Es kam dem Briefschreiber nicht zum Bewußtsein, daß seit Uhlands Besuch genau 10 Jahre verflossen waren.

[4] Imagines civitatis, proeliorum et festivitatum Alsatiae (Band I).

[5] August Stöber hat dieses Lied (Umb diese Schantzen usw.) in seinem Büchlein «Aus alten Zeiten» (2. Bearb. Mülhausen 1872 S. 144 f.) abgedruckt.



hier wohl der Kampf Walthers vorgegangen sein könnte»[1]. Dieselbe Ansicht spricht Uhland auch in einem Brief an August Stöber (22. September 1857) aus[2]. Dieser hatte wieder einige literarische Gaben geschickt: Beiträge zur Kenntnis des Volksaberglaubens im 15. Jahrhundert (Basel 1856); Der Kochersberg, ein landwirtschaftliches Bild aus dem Unterelsaß (1857)[3]. Das zweite Büchlein war, als Beitrag zum Verständnis Fischarts, Uhland besonders willkommen gewesen. In seinem Dankbrief bedauert er, Adolf Stöber auf dem Kirchentag in Stuttgart verfehlt zu haben und schickt ihm, sowie Zetter «angelegene Grüße».

Im gleichen Jahre (1857) hatte Uhland auch mit Schneegans, der damals schon schwer leidend war, Grüße getauscht. Ein württembergischer Historiker, Dr. L. Schmid[4] in Tübingen wollte für seine Geschichte der Tübinger Pfalzgrafen in Straßburg Material suchen und wandte sich deshalb unter Berufung auf einen Empfehlungsbrief Uhlands an Schneegans[5]. Hieraus entwickelte sich ein kleiner Briefwechsel, in welchem der Dichter mehrfach erwähnt wird[6]. Am 26. März 1858

[1] Leben S. 452 f. — Mein Freund W. Radtke (Hagenau) weist mich darauf hin, daß U. als Tübinger Student das Waltharius-Lied durch einen Lehrer kennen lernte, der vorher lange Jahre im Elsaß gewirkt hatte. David Christoph Seybold (1747—1804; vgl. Allg. D. Biogr.), ein geborener Württemberger, war von 1779—1792 Professor am Gymnasium in Buchsweiler gewesen und seit 1796 Professor der klassischen Sprachen an der Universität Tübingen. Als er in seiner Vorlesung über Homer «die Odyssee . . . und das lateinische Gedicht Walther von Aquitanien verglich, war das sehnsüchtige, liederdürstende Herz seines Zuhörers voll Wonne. Mit klopfender Brust eilte er in die Wohnung des Lehrers und erbat sich den Waltharius von ihm. In dem Liede von Walther und Hildegund hatte er nun gefunden, was die eigentümliche Richtung seines Wesens verlangte» (Leben, S. 19 f.).

[2] Jahrb. I, S. 23 f. Els. Mon. III, S. 512 f.

[3] Beide in der Univ.-Bibl. Tübingen.

[4] 1811—1898; er hat sich besonders um die älteste Geschichte der Hohenzollern verdient gemacht.

[5] Schmids Briefe befinden sich im Schneegans'schen Nachlaß auf der Straßburger Stadtbibliothek. Der erste ist vom 5. 4. 57; das «beigeschlossene Schreiben unseres allverehrten Dichters Uhland» liegt nicht mehr bei.

[6] Schmid schreibt 16. 7. 57 nach Empfang einer z. T. für Uhland bestimmten Sendung: «Dr. Uhland habe ich alsobald alles eingehändigt; er ist wohl; eine Sängerschleife an der linken Seite marschierte er als geladener Ehrengast [bei einem Sängerfest in Tübingen] rüstig durch die Straßen der Stadt»; am 1. 2. 58: «Herr Dr. Uhland ist wohl und eben immer noch sehr fleißig» usw.

beantwortet Schmid teilnahmvoll ein Schreiben der Frau Schneegans, die ihm von der Krankheit ihres Gatten berichtet hat, und fügt bei: «Herr Dr. Uhland, dem ich Ihr Schreiben mitgeteilt, nimmt auch herzlichen Anteil». Wenige Tage später, am 1. April, starb Ludwig Schneegans, erst 45 Jahre alt. Das herzliche Beileidsschreiben Uhlands an die Witwe[1] ist zugleich das letzte Zeugnis für seine Teilnahme an den Geschicken seiner elsässischen Bekannten.

Im Jahre 1859 empfing Uhland wieder ein literarisches Geschenk aus dem Elsaß, das «Pfeffel-Album», Gaben elsässischer Dichter, gesammelt von Theodor Klein (geb. 1820). Da konnte er noch einmal Umschau halten über die treuen Wächter deutscher Sprache und deutschen Geistes jenseits des Rheines, die ihm so oft ihre Anhänglichkeit bewiesen hatten. Die drei Stöber, Hirtz, Lamey, Mühl, Otte waren neben vielen anderen mit Beiträgen vertreten; Otte u. a. mit seinen schönen Sonetten auf die Dahingeschiedenen, Ehrenfried Stöber, Strobel († 1850), Schneegans[2]. Die verblaßte Widmung auf dem Dedikationsexemplar lautet: «Herrn Dr. Ludwig Uhland in Verehrung und Liebe vom Herausgeber Th. Klein»[3]. Es war wohl der letzte Gruß, der dem greisen Dichter von den Vogesen aus entboten wurde.

Doch die Verehrung und Liebe seiner elsässischen Getreuen folgte ihm über das Grab hinaus. Friedrich Otte veröffentlichte kurz nach Uhlands Tod im «Samstagsblatt»[4] einen ausführlichen Nekrolog, in dem er die Bedeutung des Dichters liebevoll würdigte und von seiner Häuslichkeit in Tübingen aus eigener Anschauung erzählte. Auch die Brüder Stöber setzten ihm, ebenfalls im Samstagsblatt[5], ein schönes Denkmal in zwei tiefempfundenen Gedichten, die erkennen lassen, daß sie im Geiste voll inniger Teilnahme am Sterbelager und am Grabe ihres verehrten Meisters gestanden hatten. «Uhlands letzte Labe» von Adolf Stöber[6] deutet sinnvoll die Abendmahlsfeier des sterbenden Dichters[7]:

---

[1] Anhang VII.

[2] Vgl. Friedrich Otte, «Aus dem Elsasse» (St. Gallen 1862), S. 106 ff. (unter den «Elsässischen Denksteinen»).

[3] Die Univ.-Bibl. Tüb. besitzt aus Uhlands Bibliothek noch ein zweites Werk von Th. Klein: «Das Städtchen Buchsweiler und die Bergveste Lützelstein» (Mülhausen 1858).

[4] 1862 Nr. 48 f. (29. Nov., 6. Dez.)

[5] 1863 Nr. 11.

[6] Nachzutragen in Martins Verzeichnis Jahrb. IX, S. 143.

[7] 6. Nov. 1862; vgl. Leben S. 479.

Er hielt die höchsten Güter
In Lied und Leben wert
Und zückte treu als Hüter
Des heil'gen Grals das Schwert.
Drum hat er auch im Sterben
Am edlen Troste teil,
Darf selig nun ererben
Des ew'gen Frühlings Heil.

Sein Lied auch welket nimmer,
Gewürzt wie Maienluft,
Durchglüht von goldnem Schimmer,
Durchhaucht von Rosenduft.
Ja, ewig bleibts in Blüte,
Weil in des Lieds Pokal
Ein heilig Tröpflein sprühte
Vom königlichen Gral.

August Stöbers Gedicht mag hier als weihevoller Abschluß vollständig mitgeteilt werden [1].

Das Echo bei Ludwig Uhlands Begräbnis,
16. November 1862.

Im Spätherbst war es, auf dem Gottesacker;
Sie senkten in die Grube still und tief
Ein Dichterherz, das schlug einst treu und wacker,
Das schlug in heil'ger Glut, wenn Freiheit rief,
Wenn's galt, des Volkes gutes Recht zu wahren,
Der Willkür Ränke kühn zu offenbaren.

Und eh das Grab sich ob dem Mann geschlossen,
Der Deutschlands reicher, süßer Liederhort,
Sprach unter Tränen, die sich rings ergossen,
Ein schwäb'scher Sänger ihm ein Abschiedswort;
Aus tiefstem Herzen, rein und wahr empfunden,
Lobt' er den hehren Dichter, der entschwunden.

Und als dem Sänger laut der teure Namen,
Der Namen «Uhland» aus dem Munde brach:
Da tönt', als wärs ein feierliches Amen.
Vom Rebenbühl das Echo «Uhland!» nach.
Forthallen wird der Laut zu fernsten Tagen
Und goldne Funken aus dem Herzen schlagen.

[1] Wieder abgedruckt: Gedichte (1867), S. 40. Anm. Stöbers: «Wahres Ereignis; s. Grenzboten 1862, IV, 426». Der «schwäbische Sänger» war J. G. Fischer; vgl. Notter, L. U., S. 452.

# Anhang.

## Aus Uhlands Briefwechsel mit Elsässern.

Die folgenden, bisher noch nicht gedruckten Briefe befinden sich im Schillermuseum zu Marbach. Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto von Güntter (Stuttgart) hat mir im Namen des Schwäbischen Schillervereins erlaubt, sie im «Jahrbuch» des Vogesenklubs zu veröffentlichen. Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann (Stuttgart) hat mich durch wertvolle Auskunft unterstützt, die auch dem Text meiner Arbeit zugute gekommen ist. Beiden Herren spreche ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank aus; ebenso meinem Freunde Professor Karl Hölder (Stuttgart-Degerloch), der die Originale im Schillermuseum für mich abgeschrieben hat.

### I. Strobel und Cottard an Uhland.

Verehrtester! Das lebhafte Interesse, das uns der vor kurzem erschienene erste Teil Ihrer Sagenforschungen einflößte, leitete uns, bei einer weiteren Unterhaltung darüber, auf die Idee, unsern der deutschen Sprache unkundigen Landsleuten dasselbe Werk in einem französischen Gewande mitzutheilen. Man hat in Frankreich seit einigen Jahren angefangen der nordischen Mythologie eine viel tiefer gehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, als früher der Fall nicht war. Insofern müßte in diesem Lande eine treue Reproduktion Ihres Werkes in der Sprache nicht unwillkommen seyn, für deren ältere Litteratur Sie auch bleibendes Verdienst sich erworben haben.

Um nun gewiß zu werden, ob wir unsere Arbeit, wie wir dieselbe begonnen, auch so fortsetzen können, nehmen wir die Freiheit Ihnen als Probe unserer Uebersetzung einen kleinen Theil derselben vorzulegen, und Sie zu bitten, uns Ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Da wir nur aus reinem Interesse für die Sache selbst, der allgemeinen Verbreitung Ihrer durch Form und Gehalt gleich wichtigen Schrift in fremdem Lande Bahn



brechen wollen, so wird, was Sie uns auch darüber melden mögen auf guten Boden fallen, und gehörig benutzet werden.

Sollte Ihr Urtheil zu unseren Gunsten ausfallen, und somit für uns aufmunternd werden fortzufahren, so hätten wir dann bloß noch den Wunsch zu hegen: daß die Verlagshandlung Ihres Werkes die Gefälligkeit haben möge, uns die einzelnen Druckbogen der folgenden Teile nach einander zukommen zu lassen, damit wir in den Stand gesetzt werden mögen, unsere Uebersetzung sogleich mit dem Original erscheinen zu lassen.

Wir schließen mit der Versicherung unserer innigen Hochachtung und völligen Ergebenheit.

Straßburg den 20. Oktober 1836

Adam Walther Strobel,
Prof. am Gymnasium
[1] . . . Cottard,
Recteur de l'Académie de Strasbourg
Chevalier de la Légion d'honneur.

## II. Strobel an Uhland.

Verehrtester! Ich bin so frei Ihnen ein Exemplar meines kleinen Werkchens über die französischen Volksdichter zuzusenden, und wage zugleich die kühne Frage: ob Sie mir wohl erlauben wollten diese Schrift, von der noch ein zweites Bändchen erscheinen soll, Ihnen zuzueignen, da Ihr Beispiel mir Muth [gemacht hat] diese früher schon angefangene, dann wieder aufgeschobene Arbeit zu Ende zu bringen? Der Gedanke, daß unter den zahlreichen Produkten der französischen Volkspoesie Manches wäre, was auch den deutschen Litterator interessieren könnte, gab mir den Muth, die oft so bizarr geformten Dialekte der verschiedenen Provinzen zu studieren und das Gelungenere herauszuholen. Die neuern, zahlreicher als die älteren, würden, nebst Auszügen aus längeren Gedichten dieser Art, den zweiten Teil bilden.

Sollte jedoch meine Bitte an Sie Ihnen in irgend einer Rücksicht nicht annehmbar erscheinen, so belieben Sie nur mit wenig Worten meinen Verleger, Dr. Hofrat Muhl in Baden, davon zu benachrichtigen. Ich werde dann nach wie zuvor immer seyn und verbleiben

Ihr mit größester Hochachtung Ihnen ergebener Diener

Adam Walther Strobel.

Straßburg, den 16. April 1846.

[1] Vorname unleserlich.



### III. Adolf Stöber an Uhland.

Mühlhausen, d. 15. Decbr. 1845.

Hochgeehrtester Herr! Von meinen soeben erschienenen Gedichten soll Ihnen durch die Verlagshandlung (Hahn in Leipzig) ein Exemplar zugegangen seyn oder doch nächster Tage zukommen. Nehmen Sie das Büchlein wohlwollend auf als ein geringes Zeichen meiner innigsten Hochachtung und wärmsten Erkenntlichkeit. Wohl fühlte ich mein Unvermögen, Ihnen würdig zu danken für den hohen Seelengenuß, den ich mit vielen Tausenden in Ihren Dichtungen gefunden habe; und wenn in meinen poetischen Versuchen auch nur etwas reine, gesunde, wahre Poesie zu finden ist, so muß ich es hauptsächlich dem Einfluß Ihrer Muse dankbar zuschreiben. Es ist mir ganz aus der Seele gesprochen, was Ihr ehrenwerter Freund G. Schwab schon vor Jahren[1] gesagt hat: «Es klaget Deutschland, weil zu frühe Dein innig Saitenspiel verklingt; Du aber ruhst von süßer Mühe, da schon Dein Lied aus Andern singt». Und ich gehöre nicht zu den Undankbaren, von denen er sagt: «sie würden schamrot, wenn sie wüßten, daß Du sie lehrtest solchen Klang». Nein, es wäre mir höchst erfreulich, wenn Sie, verehrter Meister! in meinen Liedern einen Lehrling Ihrer Muse und ein deutschgesinntes Gemüt erkenneten.

Unvergeßlich sind mir die Stunden, die ich vor einem Jahr in Ihrem Hause zubringen durfte. Für die mir damals erwiesene Freundlichkeit danke ich nochmals von Herzen Ihnen und Ihrer verehrten Gattin. Wollen Sie mich derselben und dem Herrn Oberjustizrat Mayer (dessen Gedichte für die elsässischen Neujahrsblätter noch dankbar benutzt werden konnten) bestens empfehlen, und empfangen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen und herzlichsten Ergebenheit.

Ihr Ad. Stöber, Pfarrer.

### IV. Ludwig Schneegans an Uhland (gekürzt).

Hochverehrtester Herr! Wenn ich nicht allzusehr auf Ihre Güte und Nachsicht baute, hätte ich wahrlich nicht mehr den Muth, Ihnen beifolgende Abschriften der mir zur Zeit, von Ihnen, in einem Bande des Hrn. Buchdrucker Heitz, bezeichneten Lieder zukommen zu lassen. Mehr denn zwei Jahre sind bereits verflossen seit jenen schönen Tagen, da mir das unver-

[1] 1828; vgl. oben S. 99 Anm. 1.



geßliche Glück zu Theil wurde, Sie persönlich in Straßburg begrüßen zu dürfen. Unbegreiflich wäre für mich selbst dieser endlose Verzug, wenn ich mir nicht allzugut die vielfachen Hindernisse vergegenwärtigen könnte, welche mich dahin gebracht, die Erfüllung meines Versprechens so weit hinausschieben zu müssen. Nun aber, da es zu meinem großen Leidwesen so weit gekommen, will ich keineswegs es wagen, Sie, zu meiner Entschuldigung mit der Erörterung all der zahllosen Hemmnisse zu langweilen, welche Berufspflichten, Geschäfte und Arbeiten aller Art, und daraus hervorgehender Mangel an Zeit, vorzüglich aber mehrmaliges Unwohlsein, und seit dem letzten Jahre sogar die kolossale Revolution, deren donnernder Wiederhall ganz Europa durchraset, und die hieraus entsprungenen, allzu anhaltenden Verstimmungen, mir in den Weg legten, seitdem ich mir einmal einen ersten Aufschub erlaubt hatte, weil Stöber mir, in Ihrem Namen, die Versicherung gab, daß die Sache durchaus keine Eile habe. . . . Wenn Sie, in der Tat, wie ich dies zu hoffen wage, mir armem, reuigem Sünder, Verzeihung angedeihen lassen wollen, so erweisen Sie mir dieselbe, ich bitte Sie, indem Sie mir fernerhin Gelegenheit geben, Ihnen anderweitige und interessantere Mittheilungen machen zu dürfen als die gegenwärtigen: Sie sollten dann sehen, wie sehr es mir willkommen seyn würde, wenn ich Ihnen, auf irgend eine Weise, nützlich seyn könnte.

Meine Frau benützt nun ebenfalls den endlichen Abgang meines Päckchens, um die von Ihnen gewünschte Abschrift Ihres herrlichen Gedichts beizulegen, das Sie die Ehre hatte Ihnen zu singen und das Sie mit so vielem Wohlwollen zu beurtheilen die Güte hatten. Empfangen Sie mit Nachsicht diesen Versuch einer durchaus anspruchslosen Dilettantin, welche, bloß zu eigenem Vergnügen, in günstigen Mußestunden, sich erlaubt die aus Ihrem Herzen hervorquillenden Melodien niederzuschreiben. Wie glücklich wäre die schüchterne Komponistin, wenn Sie, hochverehrtester Herr, Ihren wackern Hirtenknaben, in diesem neuen musikalischen Gewande, noch als den Ihrigen erkennen könnten! Wie überaus glücklich wäre Sie, wenn Ihr eigenes poetisches Kind, in diesem neuen Gewande, Ihnen auch nur einen Augenblick Vergnügen gäbe! Jedenfalls bittet mich meine Frau recht sehr doch ja nicht zu ermangeln, Sie in Ihr wohlwollendes Andenken zurückzurufen und Ihnen Ihre ehrfurchtsvollen Empfehlungen darzubieten.

Wie sehr auch, wie unendlich würden Sie mich erfreuen, Hochverehrtester Herr, wenn Sie irgend ein freies Viertelstündchen aufzufinden wüßten, um mir, nur durch ein Wort, die Zusicherung Ihrer Verzeihung zu geben! Erfüllen Sie doch

ja diese inständige Bitte, und genehmigen Sie gütigst, nebst meinem innigsten Danke, die erneute Versicherung der Hochachtungsvollsten Verehrung, mit welcher ich für immer verharre Ihr ergebenster L. Schneegans.

Straßburg, den 25. März 1849[1].

P.S. Wie traurig und trostlos sieht es wieder aus in Deutschland! Bleibt Ihnen noch einige Hoffnung, o so sagen Sie es mir doch! Diesseits Rheins schlägt kein Herz wärmer für Deutschlands Wohl als das meinige. Gott gebe, daß das große Werk der Einigung sich dennoch, trotz Szylla und Charibdis, verwirkliche! Welch ein namenloses Glück wäre es für mich, wenn es mir noch gegeben würde, diesen rosigen Lieblingstraum meiner Jugend verwirklicht zu sehen: ein großes, einiges, mächtiges, lebensfrisches Deutschland im Herzen von Europa als Hort wahrer Freiheit und Humanität! Wer könnte dies wohl mehr wünschen als ein Elsässer, der sich nicht, wie so viele Unwürdige unter seinen Landsleuten, des deutschen Blutes schämet, das in seinen Adern fließet? Wir sind noch nicht an der Tage Letztem und vieles, das jetzt in weiter Ferne liegt, kann sich einst noch verwirklichen. Was mich anbetrifft, wie es auch immer gehen möge, meine Wünsche bleiben dieselben für Deutschlands Glück; mein bestes Lebehoch, um mit einem Ihrer würdigen Sanggenossen zu schließen:

«Dem deutschen Volke sey's gebracht,
Auf daß es glücklich sey und frei!»

V. Schneegans an Uhland (gekürzt).

Straßburg, 13. Juli 1852.

Hochverehrtester Herr! Beifolgend habe ich die Ehre Ihnen die Abschrift zweier Volkslieder, die vielleicht nicht ohne Interesse für Sie sein dürften, zu überschicken. Das Wormser Lied ist, wie ich in der Aufschrift bemerkt habe, einer gleichzeitigen Handschrift entnommen. Mit dieser Letzteren stimmet meine Abschrift, buchstäblich getreu, überein.

Zu gleicher Zeit, Hochverehrtester Herr, erlaube ich mir mit einer kleinen Bitte bei Ihnen einzukommen. Ich wage sie in Erinnerung an Ihre freundliche Güte und in der vollen Zuversicht, daß Sie mir dieselbe gewiß gerne gewähren. Es bestehet meine Bitte darin mir, gefälligst, in einem freien Augenblicke, auf beiliegendes Blatt, Ihr unvergleichlich herrliches Gedicht Schäfer's Sonntagslied («Das ist der Tag

[1] Bleistiftnotiz Uhlands: erh. 8 Juni.



des Herrn»), zur Erinnerung für meine Frau, nebst Ihrem uns beiden so theuren und von uns so hochverehrten Namen, einschreiben zu wollen. Sie würden mich hiedurch in Stand setzen meiner Frau eine unsägliche Freude zu gewähren. Das Blatt wäre für ein durchaus ernst und würdig gehaltenes Künstleralbum bestimmt, das ich Luisen vor Kurzem verehret habe . . . Weithin, im deutschen Vaterlande, ist gewiß Niemand, der Ihnen, dem Hochgefeierten Dichter, eine größere Verehrung geweihet hat als meine Frau und ich ; das gewünschte Lied ist unser beider Lieblingsgedicht: wir glauben die innige Tiefe und Zartheit der Empfindung und die edle und wahre Einfachheit dieser inhaltvollen paar Zeilen ganz zu fühlen. Für Ihre, gewiß willfährige Güte danke ich Ihnen, im Voraus, auf das aller Herzlichste und Verbindlichste . . .

Daß ich, meinerseits, Ihnen immer gänzlich zu Gebote stehe, wenn ich Ihnen auf irgend welche Weise angenehm oder nützlich seyn kann, davon ist es, hoffentlich, unnötig Ihnen, hier, abermals die Zusicherung zu erneuern. Verfügen Sie fortwährend gänzlich über mich und ohne Rückhalt: immerfort soll es ein Glück seyn für mich, Ihnen irgendwie beweisen zu dürfen und zu können, mit welcher tiefen unwandelbaren Verehrung Ihnen unverbrüchlich zugethan bleibet,

Herzlichst und Hochachtungsvollst

Ihr ergebenster L. Schneegans.

P.S. Meine früheren Abschriften sollen Ihnen, vor Jahren, durch Hr. Justinus Kerner, richtig zugekommen seyn, nebst dem Liede meiner Frau? Wüßte letztere, daß ich Ihnen schreibe, so würde sie nicht ermangeln mir recht sehr aufzutragen Sie Ihnen bestens zu empfehlen. Freund Stöber — der mir den Muth gab obige Bitte an Sie zu wagen — trägt mir auf Sie herzlichst zu grüßen in Seinem Namen und Sie zu fragen, ob Sie die von Ihm, verflossenes Jahr, Ihnen zugesicherten Exemplare seiner Sagen und der Alsatia erhalten haben?

Nochmals ganz der Ihrige.

## VI. Schneegans an Uhland.

Hochverehrtester Herr, der seit mehreren Jahren, in Folge einer schweren Krankheit zerrüttete Zustand meiner Gesundheit, war allein Ursache, daß ich Sie, zu meinem innigsten Bedauern, so lange her schon, ohne Nachricht und Mitteilung gelassen. Um so willkommener ist mir aber auch die Gelegenheit, die sich mir heute, durch die Reise meines Freundes, Hr. Anwalt Wolf, von hier, darbietet, Ihnen nach so langer

Unterbrechung wieder ein kleines Lebenszeichen geben zu können. Gegenüberstehendes, noch im alten, kräftigen Volkstone gehaltenes Gedicht, das Ihnen, ohne Zweifel, nicht bekannt geworden ist, wird Ihnen gewiß auch zusagen.

Für Hr. Wolf wird es ein wahres Glück seyn Ihnen mündlich sagen zu dürfen, mit welcher hohen Verehrung wir alle Ihnen von ganzem Herzen und ganzer Seele zugetan sind. Ich selbst aber, der ich mir so gerne dieses Glück ebenfalls gegönnt hätte, freue mich unendlich, in dem Gedanken, bei dieser Gelegenheit, einige direkte, und hoffentlich recht gute Nachricht von Ihnen zu erhalten.

In dieser zuversichtlichen Aussicht habe ich die Ehre in tiefster Verehrung zu verbleiben, Ihr Ihnen herzlichst ergebener

L. Schneegans.

Straßburg, den 27. Juli 1856. In großer Eile[1].

VII. Uhland an Witwe Schneegans (Entwurf).

Tübingen, 23. Mai 58.

Verehrteste Frau! Die Nachricht von dem frühen Hinscheiden Ihres theueren Gemahls hat mich mit tiefer Trauer erfüllt. In dankbarem Andenken bleibt mir die gastfreundliche Aufnahme, der ich mich bei ihm zu erfreuen hatte, die unermüdete Gefälligkeit, womit er in gemeinsamen Studien meinen Wünschen und Anfragen stets entgegen oder zuvorkam. Aber nicht blos der Einzelne, dem er mit den reichen Mitteln seiner literarischen und archivalischen Quellenkunde bereitwillig an Hand ging, muß ihn schmerzlich vermissen, die Wissenschaft selbst, die Erforschung deutscher Geschichte, besonders deutscher Kunst- und Sittenalterthümer, verliert in ihm einen zuverlässigen Anhalt und werkthätigen Beistand jenseits des Rheins, den wärmsten Freund und vertrautesten Kenner seines elsässischen Heimathlandes. Eben noch hat die Alsatia Beiträge von ihm gebracht, welche ebenso von seinem umsichtigen und gewissenhaften Forschen, als von seinem treuen Gemüth und seiner edlen Gesinnung rührendes Zeugniß geben und zugleich andeuten, wie Erhebliches er noch zu schaffen und zu spenden vorhatte. Statt dessen wird der nächste Jahrgang uns seinen Nekrolog bringen.

Mit inniger Theilnahme und aufrichtiger Hochschätzung,

Ihr ergebenster L. U.

[1] Notiz Uhlands: erh. den 15. Aug. 56, mit Postzeichen Cannstatt 14. Aug. — Auf dem zweiten Blatt ist die ausführliche Beschreibung des oben S. 117 erwähnten Kupferstichs mit dem Text des Gedichtes angefügt.



VIII.

# Festspiel
## zu Ehren der heiligen Odilia
(Legende und Lieder)

Von

Dr. **A. Reusch.**

### I. Odilias Geburt.

Herzog Attich in Ehnheim und seine Gemahlin Bereswinda hatten keine Kinder. Sie beteten daher zu Gott, daß er ihre Ehe segnen und ihnen einen Sohn bescheren möge. Und Gott erhörte einen Teil ihres Gebetes um der frommen Bereswinda willen.

**Nr. 1. Chor der Bürger.**

Wir singen Heil dem hehren Haus,
Dem Gott hat Gnad' erwiesen;
Froh rufen wir ins Land hinaus:
Du, Herr, Gott, sei gepriesen.
Du hast der Eltern Gebet erhört,
Den langersehnten Erben beschert;
Drum Heil dir, Attich, und Bereswind,
Dir Glück und Segen, ersehntes Kind.

Weil aber Attich ein harter und rauher Fürst war, so schenkte Gott ihnen keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, die dazu noch blind geboren war.



Als Herzog Attich dieses hörte, wurde er zornig und sprach: «Nun erkenne ich, daß Gott Schmach und Schande über mich bringen wollte; denn alle werden sagen: das ist um Attichs Sünden willen.»

**Nr. 2.** (Bariton).

O schweigt, o schweigt, Herr Attich ist grimm,
Frau Bereswind weint Tränen;
Was sie erhofften seit Jahr und Tag:
Erfüllt ist nicht ihr Sehnen.
Sie wollten, es sollte der Erbe sein,
Einen Sohn hatten sie sich erkoren;
Nun ists ein schwaches Mägdelein,
Und das ist — blindgeboren.

O schweigt, o schweigt, Herr Attich ist grimm.
Was mag er sinnen und sagen?

Und Attich rief seinen Knecht und befahl ihm, das Kind zu töten mitsamt der Amme, damit es niemand erführe.

**Nr. 3. Attich** (Baß).

Ich hatte gehofft auf des Himmels Huld;
Nun straft der Herr meine Sünde.
Ich aber will die Schande nicht.
Man töte das Kind, das blinde.

Zieh hin in den Wald, verschwiegener Knecht,
Nimm mit das Kind und die Amme,
Und wenn du wiederkehrst, mein Knecht,
Ist rein mein Haus und mein Name.

(Erstes lebendes Bild.)

(Die Leute aber erfuhren es doch und beteten, daß Gott alles zum Besten wenden möge.)

**Nr. 4. Chor der Bürger.**

O Unglück, Tag der Trauer,
O Herr, sieh du es an
Und wend' es wieder zum Guten,
Verzeih dem harten Mann.

Du bist der Herr des Lebens:
So schirme du das Kind
Und rühre die harten Herzen,
Rühr Attich und sein Gesind.





Du bist der Herr des Lebens,
Führ du sie uns zurück.
Was uns ein Unglück scheinet,
Wend du zu unserm Glück.

Attich aber wußte nicht, daß der Knecht die Amme sehr lieb hatte. Als diese daher im Walde zu weinen anfing und den Knecht bat und sprach:

Wenn ich dir je was zu lieb getan,
So tu mir nichts zu leide,'

da erbarmte sich der Knecht und ließ sie ziehen. Die Amme aber ging mit dem Kinde nach Scherweiler, wo sie sich verborgen hielt. Und niemand wußte, wo das Kind war; nur die Herzogin kannte den Ort.

(Dem frommen Volke aber sandte der Herr seinen Engel, welcher sprach):

**Nr. 5. Engel** (Sopran).

Was ihr erhofft in gläubigem Flehen,
Das wird der Herr euch gnädig gewähren.
Drum künd ich euch Freude, euch und dem Land.
Das Kind wird leben, vom Herrn behütet,
Wird sehend werden und Segen spenden,
Segen dem Hause des Vaters,
Segen der Stadt und dem Land.
Wird heilig leben und heilig heißen
Und hoch von Himmelshöhen
Schützend die Arme breiten
Ueber die Stadt, wo sie geboren,
Ueber das ganze, weite Land.

(Zweites lebendes Bild.)

(Und als das Volk die Worte des Engels vernommen hatte, lobten alle den Herrn und waren voll Dank und Freude.)

**Nr. 6. Chor der Bürger.**

Lobpreiset den Herrn und danket ihm,
Denn ewig währet seine Güte.
Nun jubele, Ehnheim, in dankbarem Sinn,
Daß dir geboren die Schützerin;
Nun freue dich, herrlich Elsaßland,
Daß die Patronin dir erstand.



## II. Die Taufe.

### Nr. 7. Chor der Bürger.

Wir haben gefleht zehn Jahre und mehr;
O Herr, was säumst du lange!
Wir haben gefleht zehn Jahre und mehr;
Nun sind wir zag und bange.
  Wir glaubten, was der Engel
  Vor Jahren uns versprach;
  Nun kommen Zwist und Zweifel,
  Nun sind wir bang und zag.
Wir haben gefleht zehn Jahre und mehr,
Das Vertrauen ist noch nicht gebrochen;
Wir flehen wieder: O Herr, o Herr,
Erfülle, was du versprochen.

Als das Kind aber zwölf Jahre alt war, da schickte die Herzogin Bereswinda einen Boten zu der Amme und ließ ihr sagen: «Der Aufenthalt meines Kindes ist verraten; wenn mein Herr davon erfährt, so wird er das Kind töten lassen. Zieh daher fort und flieh nach Palma in das Kloster und laß dort meine Tochter unterrichten.» Und die Amme tat nach ihrem Willen.

### Nr. 8. Rezitativ (Alt).

In jener Zeit aber lebte im Baiernlande ein gottesfürchtiger Bischof, und sein Name war Ehrhard. Dem erschien der Engel des Herrn im Traume und sprach:

### Nr. 9. Engel (Alt).

Ehrhard, mich sendet der Herr. Mache dich auf und zieh nach Palma in das Kloster. Dort wirst du eine Jungfrau finden, die blind geboren ist. Die sollst du taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und sollst sie Odilia heißen. Und sie wird sehend werden.

### Nr. 10. Rezitativ (Alt).

Und der Bischof machte sich auf und ging nach dem Kloster und fand dort alles, wie ihm der Engel gesagt hatte. Und er taufte das Kind und nannte es Odilia. Und sogleich ward es sehend.

(Die Umstehenden aber lobten Gott und sangen):

(Drittes lebendes Bild.)



**Nr. 11. Chor:** Der Bischof, seine Begleiter und die Nonnen.

Hoch preist den Herren meine Seele,
Mein Geist frohlockt in meinem Heiland.
Die Demut seiner Magd hat er beachtet,
Dich werden selig preisen alle Völker.
Denn Großes hat an dir der Herr getan,
Der mächtig und deß Name heilig ist.
Er übet Macht mit seinem Arme,
Die Uebermütgen, die zerstreut er.
Die Mächtigen stürzt er vom Throne
Und hebt die Niedern hoch empor.
Drum Preis dem Herren, meinem Heiland,
Der Großes hat an dir getan.

## III. Die Heimkehr.

Der Bischof meldete alsbald dem Herzog alles, was sich zugetragen hatte. Dieser aber blieb verstockt. (Das Volk hingegen jubelte und dankte dem Herrn.)

**Nr. 12. Chor der Bürger.**

|: Odilia lebt :|
|: Die Blinde, sie sieht :|
Odilia lebt und ist sehend.
Du hast deines Volkes Flehen erhört,
Erfüllung unseren Wünschen gewährt.
Wir danken dir, Herr, aus Herzensgrund
Und rufen, so laut es vermag der Mund:
Dank, Dank, Dank
Und Ehre sei Gott in der Höhe.

Nun hatte Gott nach Odilias Geburt dem Herzog noch zwei Kinder geschenkt, einen Knaben, den er Hugo nannte, und ein Mädchen Roswinda. Als diese die Botschaft gehört hatten, waren sie voll Sehnsucht nach ihrer Schwester und beschlossen gut zu machen, was ihr Vater gefehlt hatte.

**Nr. 13. Hugo und Roswinda.**

Hugo: Ich habe gehört die Kunde
Vom frommen Gottesmann —
Rosw.: Selige, fröhliche Stunde!
Trauer und Leid zerrann.

Hugo: Nun send ich gleich den Boten —
Nein, ich zieh selber hinaus,
Ein junger Gottesstreiter,
Und hole die Schwester nach Haus.

Rosw.: Nein, sende lieber den Boten
Und zieh nicht selber hinaus,
Du junger Gottesstreiter,
Gar not tust du zu Haus.

Hugo: So mag der Bote reiten,
So rasch er reiten mag.

Rosw.: O glückliche Stund uns beiden,
O herrlicher Freudentag.

Hugo: Wohl mir der frohen Kunde
Vom frommen Gottesmann.

Rosw.: Selige, fröhliche Stunde!
Trauer und Leid zerrann.

(Viertes lebendes Bild.)

Hugo schickte daher einen Boten nach Palma, ohne daß Attich es wußte, und befahl seiner Schwester zu kommen. Und Roswinda freute sich. Odilia aber gehorchte dem Willen ihres Bruders und machte sich sofort auf den Weg nach Ehnheim; sie sehnte sich auch selbst sehr nach ihrer Heimat, ihren Eltern und Geschwistern. Als sie in der Stadt ankam, wurde sie von allen mit viel Freuden empfangen.

**Nr. 14. Chor der Bürger.** cf. Nr. 1.

Wir singen Heil dem hehren Haus,
Dem Gott hat Gnad erwiesen;
Froh rufen wir ins Land hinaus:
Du, Herr, Gott sei gepriesen.
Du hast unser Bitten und Flehen erhört,
Und wieder die Tochter den Eltern beschert;
Drum Heil dir, Attich, und Bereswind,
Dir Gottesminne, du Gnadenkind.

Attich aber war ergrimmt, daß sein Sohn gegen seinen Willen gehandelt habe. Als daher die drei Geschwister vor ihn und Bereswinda traten, da hub er seinen Arm auf gegen seinen Sohn und erschlug ihn. Odilia aber mußte als niedrigste Magd im Hause dienen.

**Nr. 15. Attich (Baß).**

Weil er verachtet des Vaters Gebot,
So hab ich den Sohn erschlagen;
Und jeden erschlag ich, der wie er
Zu trotzen je wird wagen.
Die Tochter aber, die nie ich gewollt,
Die sperr ich in eine Klause —
Nein, härter straf ich sie, sie sei
Die niedrigste Magd im Hause.

(Fünftes lebendes Bild.)

**Nr. 16. Chor der Bürger.**

War denn umsonst mein Beten,
Umsonst mein heißes Flehn?
Dein Ohr ist taub geworden,
Du willst mich nicht verstehn.
Die Zweifel kehren wieder —,
O Herr, wie lang, wie lang?
Wann wirst gerecht du richten?
Herr, ich bin zag und bang.

## IV. Das Wunder am Felsen.

Weil nun Odilia schön war und ein Herzogskind, so kamen viele Freier und begehrten sie zum Weibe. Attich aber wählte sich den Vornehmsten zum Schwiegersohne, der war wie er. Da weinte Odilia die ganze Nacht auf ihrem harten Lager und betete.

**Nr. 17. Odilia (Sopran).**

Ave Maria, reine,
Du liebste Gottesbraut
Sieh, wie ich ring' und weine,
Hör, wie ich rufe laut.
Auch ich will sein die reine,
Demütge Gottesbraut —
Sieh, wie ich ring' und weine,
Hör, wie ich rufe laut.
Ich will nicht jenen andern
Eh' will ich liegen tot —
So muß ich denn wohl wandern
Noch vor dem Morgenrot.

Und als der Tag anbrach und die Brücken niedergelassen wurden, da floh sie als Bettlerin verkleidet zur Stadt hinaus über den Rhein gen Freiburg zu, welches im Breisgau liegt.

Sobald aber Attich und sein Schwiegersohn die Flucht merkten, riefen sie ihre Knechte und stiegen zu Pferde und begannen die Verfolgung. Und sie ließen auch nicht ab zu verfolgen, als ein furchtbares Gewitter entstand, daß es dunkel wurde wie die Nacht.

**Nr. 18. Chor der Reiter.**

Ueber Stock und Stein!
Wir holen sie ein,
Wir werden die Flüchtige fangen.
Wir kennen den Weg,
Kennen jeden Steg;
Uns ist noch keiner entgangen.

Ob es blitzt und kracht,
Ob finster die Nacht,
Nichts kann uns schrecken und bangen.
Seht, seht, am Stein
Da kniet sie allein;
Nun ist sie sicher gefangen.

In der Nähe von Freiburg hörte Odilia das Rossegetrabe und erkannte ihre Verfolger. Da fiel sie auf die Kniee und betete inbrünstig zum Herrn um Rettung.

**Nr. 19. Odilia (Sopran).**

**(In höchster Aufregung.)**

Errette mich, Herr, aus den Händen der Feinde,
Aus der Hand des Vaters rette mich,
Wie du gerettet hast den Isaak
Vor dem Todesmesser des Vaters.
Nicht um mein eigenes Leben fleh ich,
Gerne will ich das zehnmal geben;
Aber, Vater im Himmel, verhüte,
Daß mein Vater mein Blut vergieße.

Und siehe da! Der Felsen, an dem sie kniete, öffnete sich, und es zeigte sich ihr eine geräumige Halle und darin ein Licht. Sie trat eilends ein, und da schloß der Fels sich wieder.

(Sechstes lebendes Bild.)

Draußen aber fuhr ein flammender Blitz hernieder und alles war wie ein Feuer. Die Pferde aber scheuten, und Attich stürzte und verletzte sich schwer. Man brachte ihn nach seiner Pfalz in Ehnheim und er bekehrte sich.

## V. Das Kloster.

Als Attich wieder gesund geworden war, ließ er seine Tochter suchen und schenkte ihr den hohen Berg, wo die Heiden ihre Götter verehrt hatten, damit sie dort ein Kloster gründe, und dem Herrn diene. Da zog Odilia hinauf und baute das Kloster und richtete alles ein zum Dienste des Herrn.

**Nr. 20. Odilia und Chor der Nonnen.**

Odilia: Ich war eines reichen Herzogs Kind
Und habe der Welt entsagt;
Wollt ihr nun auch entsagen, frei
Und ohne daß ihr klagt?

Chor der Schwestern: Wir wollen arm,
Freiwillig arm
Und keusch und rein
Und gehorsam sein.

Odilia: Wollt ihr in diesem hohen Haus
Nur dienen Gott dem Herrn?
Nur seinen heiligen Willen tun?
Wollt ihr das treu und gern?

Chor der Schwestern: Wir wollen arm,
Freiwillig arm
Und keusch und rein
Und gehorsam sein.

Odilia: So sprecht zum dritten Mal das Wort
Vor dem dreieinigen Gott
Und haltet, was ihr ihm gelobt,
Als wär es sein Gebot.

Chor der Schwestern: Wir wollen arm,
Freiwillig arm
Und keusch und rein
Und gehorsam sein.

Da geschah es einmal, daß Odilia nicht weit vom Kloster einen blinden Bettler fand, der am Verschmachten war. Da betete sie zum Herrn und schlug mit ihrem Stab an den



Felsen, und siehe, es floß Wasser heraus. Damit benetzte sie des Siechen Mund und Augen, und er stand sogleich auf und war sehend.

**Nr. 21.**

Am Fuß des Felsenklosters
Da lag im Sonnenbrand
Verschmachtend und Gott verfluchend
Ein Blinder, im Bettlergewand.

Odilia schauts im Geiste,
Sie nimmt ihren Stab und steigt
Vom Kloster schnell hernieder
Bis sie den Blinden erreicht.

Sie sieht ihn voll Erbarmen:
«O Herr, o hilf ihm schnell»
Sie schlägt mit dem Stab den Felsen,
Da rinnt hervor der Quell.

«Mit diesem Wasser des Felsens
Netz ich dir Aug und Mund.
Vertrau und tue Buße,
So wird auch dein Auge gesund.»

Da kehrt die Kraft ihm wieder,
Kehrt wieder das Augenlicht.
Er zieht bekehrt zum Kloster —
Die Quelle schwindet nicht.

(Siebentes lebendes Bild.)

Noch viele andere Wunder hat Odilia gewirkt; sie war ein leuchtendes Beispiel für ihre Klosterfrauen und ein Trost und ein Segen für ihre Stadt und für ihr Land. Allgemein aber verehrte man sie als eine Heilige.

## VI. Odilias Tod.

(Odilia erreichte ein hohes Alter. Da trat der Engel des Herrn zu ihr und sprach):

**Nr. 22. Engel.**

«Odilia, du reine Magd des Herrn! Weil du getreu gewesen bist in allem, so will der Herr den Lohn dir geben. Mich hat er gesandt, um dir zu sagen: Komm herauf zu mir in die Herrlichkeit, die ich dir bereitet habe.»

(Achtes lebendes Bild.)

(Da fiel Odilia auf ihre Kniee und sprach):



**Nr. 23. Odilia. cf. Nr. 11.**

Hoch preist den Herren meine Seele
Mein Geist frohlockt in meinem Heiland.
Die Demut seiner Magd hat er beachtet,
Mich werden selig preisen alle Völker.
Denn Großes hat an mir der Herr getan,
Der mächtig und deß Name heilig ist.
Er übet Macht mit seinem Arme,
Die Uebermütgen, die zerstreut er.
Die Mächtigen stürzt er vom Throne
Und hebt die Niedern hoch empor.
Drum Preis dem Herren, meinem Heiland,
Der Großes hat an mir getan.

(Dann verließ die Seele den jungfräulichen Leib und kehrte zurück zu ihrem Schöpfer, ihrem Vater im Himmel.)

(Und das Volk lobte und dankte dem Herrn.)

**Nr. 24. Chor des Volkes. cf. Nr. 6.**

Lobpreist den Herrn und danket ihm,
Denn ewig wäret seine Güte.

Nun jubele, Ehnheim, in dankbarem Sinn,
Daß du gefunden die Schützerin.
Nun freue dich, herrlich Elsaßland,
Daß die Patronin dir erstand.

IX.

# Kulturgeschichtliches aus dem vorrevolutionären Elsaß.

## Nach einem zeitgenössischen Reisebericht.

Von

Dr. **Paul Levy.**

Als am 30. September 1681 Straßburg als letztes «Anhängsel» von Ludwig dem XIV. eingezogen wurde, war damit das ganze Elsaß in französischen Besitz übergegangen, wenigstens äußerlich, nominell. Innerlich, kulturell, lagen die Verhältnisse allerdings wesentlich anders. Der Sprache, Sitte, dem Wirtschaftswesen nach blieb zunächst alles, was es gewesen war: deutsch. Erst mit dem großen allgemeinen Verbrüderungs- und Verschmelzungsprozeß, der durch den Sturm auf die Bastille eingeleitet und durch die Napoleonischen Kriege ausgeführt wurde, erst damit beginnt die französische Periode des Elsasses. So erregen das Jahr 1789 und die Zeit kurz vor und nach demselben als vielleicht wichtigste Wendepunkte in der ganzen Geschichte des Elsasses das lebhafteste Interesse des Kulturhistorikers, die Nachzeit, um den eindringenden französischen, die Vorzeit, um den noch vorherrschenden deutschen Einfluß zu zeigen. Alle Kulturdokumente aus jenen Jahren sind dementsprechend von erhöhter Wichtigkeit. Das gilt um so mehr, wenn ihr Verfasser auch sonst ein als scharfblickend bekannter Autor ist. So ist es auch ein vom Standpunkt der heimischen Geschichte begrüßenswerter Zufall, der mir ein längst vergessenes, bisher wohl schwerlich von Historikern und Kulturhistorikern beachtetes Buch des Philanthropen Joachim Heinrich Campe in

die Hände spielte, in dem dieser eine Reise durch das Elsaß schildert.

Campe (1746—1818) wird in der Geschichte der Pädagogik, zumal als Jugendschriftsteller, nicht unrühmlich genannt; ja, er «steht unter den literarischen Vertretern des Philanthropinismus in erster Reihe» (Th. Ziegler, Gesch. d. Päd. 3. S. 243). Um die Jugend zugleich zu unterhalten und zu belehren, hat er eine «Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen» veröffentlicht, bei der er sich nach seiner Beteuerung bemüht, «in Ansehung der Tatsachen und Begebenheiten» sich an seine Quellen zu halten, dem sichersten Gewährsmann zu folgen und «zugleich an den Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnützige Kenntnisse zu knüpfen, als es nur immer geschehen kann». So hat man von ihm einerseits verläßliche Tatsachen, andrerseits wertvolle Betrachtungen über dieselben zu erwarten.

Für unseren Zweck nun kommt in Betracht «die Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz im Jahre 1785», die als der zweite Teil der erwähnten Sammlung 1794 bei Johannes Grözinger in Reutlingen erschienen ist. Campe hat auf seiner Reise das ganze Elsaß von Straßburg bis Hüningen durchmessen, sich mehrere Wochen im Lande aufgehalten und mit frischem, empfänglichem Sinne all das Neue in sich aufgenommen. Was er nun über die allgemeine Lage des Elsasses im Jahre 1785, über Politik, Wirtschaftswesen, Sprache und Sitte, wie auch über spezielle Dinge, Städte und Personen berichtet, ist auch heute noch zeitgemäß.

Von Kehl her näherte sich Campe zu Wagen der «wunderschönen Stadt». Mit gemischten Gefühlen überschritt der gutdeutsche Hamburger die Landesgrenze, den Rhein. «Auf der hölzernen Brücke desselben, welche Deutschland mit Frankreich verbindet, durchkreuzten sich in meiner Seele gar sonderbare Empfindungen. Ich fühlte eins ums andere, Patriotismus, Wehmut und Unwillen in mir aufwallen, indem ich an dem entgegengesetzten Ende der Brücke eine französische Wache erblickte, wo ehemals eine deutsche stand, und dabei bedachte, wie viel Torheiten, Laster und Elend von jener Seite des Stroms zu uns herüber gebracht wurden! Freilich wurden uns auch französische Literatur und französische Artigkeit mit herüber gebracht: aber waren diese eine Schadloshaltung für die deutsche Simplizität, Gradheit, Frugalität und Ehrlichkeit, welche darüber verloren gingen? — Da ich die Brücke zurückgelegt hatte, nahm ich von meinem lieben Vaterlande durch einen wehmütigen Rückblick Abschied, und mein Wagen rollte auf einer

sehr schönen Kunststraße, die durch einen häßlichen Sumpf führt, der Stadt zu.»

Straßburg hat dem vielgereisten und weit hergekommenen Besucher schon damals nicht schlecht gefallen. Es ist «ein großer, wohlbefestigter und ansehnlicher Ort, nur daß die Straßen, wie gewöhnlich, auch hier größtenteils ziemlich krumm und enge sind.» Die damalige Zivilbevölkerung schätzt Campe ziemlich richtig und wohl nur um ein ganz Geringes zu niedrig auf 45000 Seelen. Dazu kamen etwa 10000 Soldaten, so daß die Stadt eigentlich damals verhältnismäßig stärker belegt war als heute. «Die vielen Fremden und Reisenden, wovon dieser Ort beständig wimmelt, mögen im Durchschnitt wohl auch jedesmal ein paar tausend betragen haben.» Er selber fühlt sich besonders angezogen durch das Denkmal des Marschalls von Sachsen und vom Münster. Und noch etwas ist ihm hier aufgefallen, die für damalige Verhältnisse phänomenale Beleuchtung Straßburgs, bestehend aus den an Stricken über die Straße gehängten und deshalb wirksamern Petroleumlampen, den sogenannten réverbères.

Außer Straßburg hat sich der Reisende auch noch Colmar genauer angesehen. Unterwegs hat er vom Wagen aus das «Vogesische Gebirge, welches dem Vorüberreisenden eine große Mannigfaltigkeit von überaus schönen Prospekten darbietet», bestaunt und macht dafür eine recht eifrige, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen allerdings vermutlich nicht allzuerfolgreiche Reklame.

Bei seiner Ankunft in Colmar überraschte ihn die auf einem verhältnismäßig kleinen Stadtgebiet zusammengedrängte dichte Bevölkerung. Er schätzt sie auf ca. 8000 Protestanten und 10000 Katholiken. Die Indiennefabrik bei Colmar beschäftigte nach seiner Aussage allein 1800 Menschen. Das war freilich viel, zumal wenn man bedenkt, daß die elsässische Tuchindustrie damals noch recht jung war. (Sie stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.) Dann kam nach Campe noch ein zweites hinzu, um die Stadt bevölkert zu machen: «Es ist hier auch das Conseil oder Parlament, das ist der höchste Gerichtshof oder das Oberappellationsgericht vom Elsaß, vor welchem die Sachen, nach französischer Weise, öffentlich plädiert, das ist mündlich vorgetragen, bestritten und verteidiget werden. Dies allein zieht hier immer sehr viele Menschen her und macht den Ort nahrhaft.»

Unter den Tausenden Colmars ragte damals ein Name hervor, der dem gebildeten Deutschen längst geläufig war: Pfeffel. Wie so viele Dichter aller Zeiten war auch Pfeffel bekanntlich blind. Weniger bekannt dagegen ist die Tatsache, daß sich



Pfeffel auf ärztliches Anraten selber die Augen hat ausstechen lassen. Als Student in Halle war er nämlich an einem Augenübel erkrankt, dessen unerträgliche Schmerzen nur durch dieses Gewaltmittel beseitigt werden konnten. Das hinderte aber nicht, daß Pfeffel, den Campe als persönlicher Bekannter wohl zu charakterisieren in der Lage ist, jederzeit heiter und vergnügt war. «Er ist so frei und lebhaft in seinen Bewegungen, daß man alle Augenblicke in Versuchung gerät, seine gänzliche Blindheit, die doch leider augenscheinlich genug ist, in Zweifel zu ziehn. Wenn er von den Unfällen seines Lebens redet, so wird der Blindheit entweder gar nicht, oder doch nur im Vorbeigehen und zuletzt gedacht. Vergißt sich etwa jemand und sagt ihm unbedächtiger Weise: Sehen Sie, lieber Pfeffel! so kann er in ein herzliches Lachen ausbrechen, da man ihm etwas zumutet, wozu er doch keine sinnliche Werkzeuge hat.» Auch Pfeffels berühmte Militärschule hat Campe besucht und «war gerührt über das viele Gute, welches er darin fand.»

Weit weniger günstig lautet das Urteil Campes über zwei andere Sterne am damaligen elsässischen Himmel, die zwar unter der breiten Masse mehr Anklang fanden als der bescheidene Dichter, dem mißtrauischen Campe dagegen sofort um so zweideutiger vorkamen. Der eine von ihnen — beide hatten ihr Hauptquartier in Straßburg — war der auch heute noch nicht vergessene Cagliostro, der unter den Meisterschwindlern aller Zeiten und Völker mit an erster Stelle genannt zu werden verdient. Woher und wohin des Weges, das hatte der Wundermann gar weislich in selbst für Campe undurchdringliche Wolken zu hüllen gewußt; das hinderte aber nicht, daß er unglaublichen Zulauf von Leuten aller Stände bekam, nicht zuletzt aus den sogenannten gebildeten. «Sein Hotel war unablässig von Equipagen besetzt, und unter denen, welche ihm den Hof machten, sah man sogar Prinzen von königlichem Geblüte und Leute mit Stern und Ordensbändern in Menge.» Er behauptete, Gold aus Blei, Diamanten aus Kieselsteinen machen zu können. Er wußte alle Krankheiten zu heilen, Alte wieder zu verjüngen, ja sogar Unsterblichkeit zu verleihen. Und das Schönste war, daß es ihm die Straßburger und vor allen Dingen die Straßburgerinnen wirklich glaubten. Bezeichnend ist dafür eine Anekdote, die nach Campe damals in Straßburg die Runde machte und tatsächlich gläubige Seelen gefunden haben soll. Eine Dame hatte von Cagliostro ein Fläschchen Wunderessenz erhalten, wovon ein Tröpfchen genügte, um jemanden zu verjüngen. Ein naschhaftes Kammermädchen trank davon und zwar zu viel, so daß sie «in einen Embryo von der Größe eines kleinen Fingers» verwandelt

wurde. Daß Cagliostro selbst solche Märchen den biedern Straßburgern ungestraft auftischen durfte, hatte nach Campe verschiedene Gründe. Einmal war das ganze Auftreten des Zauberers wirklich gebieterisch und imponierend. Dazu kam, daß er eine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit zur Schau trug, welche an die Tugend eines vollendeten Heiligen zu grenzen schienen. Er heilte unentgeldlich; er teilte Almosen und Geschenke aus, ohne sich — «so viel man weiß», setzt Campe vorsichtig hinzu — von irgend jemand wieder beschenken zu lassen; er machte seinen Patienten die Besserung des Herzens und die Austilgung aller unreinen Begierden zur ersten Bedingung ihrer Genesung. Hierdurch gewann er die Verehrung derer, auf welche seine sonstigen Gaukeleien vielleicht keinen Eindruck gemacht haben würden. Allein das alles erklärt noch nicht restlos den elementaren Erfolg Cagliostros. Campe hat, obwohl Zeitgenosse und nur kurzer Beobachter der Ereignisse, sofort den letzten Grund im Volkscharakter entdeckt: «In Straßburg scheint man überhaupt für Schwärmereien jeder Art weit mehr Empfänglichkeit und weit mehr Anlagen zu einem blinden Wunderglauben zu haben, als wir andern, wenigstens in den nördlichen Teilen von Deutschland, in uns zu fühlen pflegen.» Auch die heutige Geschichtswissenschaft kann diese Beobachtung für jene Zeit noch unterschreiben. Straßburg war damals tatsächlich die auserwählte Vorbereitungsstätte für alle Schwindler, die hernach in der Zentrale Paris ihre Meisterstücke gaben. Die wichtigsten Fäden der Halsbandgeschichte führen nach der Ill. Auch Cagliostro ging nach seinem erfolgreichen Straßburger Debüt nach Paris, wo er jedoch bald die Bastille von innen kennen lernte.

In Straßburg fand er sofort in Mesmer einen Nachfolger, der allerdings weit mehr als Cagliostro ernst genommen zu werden verdient und in der Geschichte der Psychologie nicht übergangen werden kann. Mesmer gegenüber, der übrigens in Straßburg ebenfalls gewaltigen Zulauf fand, hat Campe etwas allzuvoreilig abfällig geurteilt. Er bezeichnet ihn als Gaukler und Charletan, der vorgibt, daß es außer der eigentlichen magnetischen Kraft in dem bekannten Steine dieses Namens noch einen gewissen tierischen Magnetismus im menschlichen Körper gebe, durch dessen Erregung die unheilbarsten Krankheiten geheilt und die wunderbarste Gabe der Wahrsagung und Prophezeiung verliehen werden könne. Um das zu erreichen, bestreicht Mesmer den Körper der Versuchsperson, bis diese einschlummert. Man merkt also, um was es sich handelt. Die Geschichte methodischer Hypnose und damit eines wichtigsten Grenzgebietes von Medizin und Psychologie führt in das Straß-

burg des endenden 18. Jahrhunderts zurück. Die merkwürdigsten Ergebnisse dieses sogenannten «Mesmerismus», die Campe aufzählt, tragen in der Tat alle Züge der Hypnose: Das Medium verfügt plötzlich über medizinische Kenntnisse; es weiß, welche Personen zugegen sind; es kann durchs Gefühl Dinge unterscheiden, die es wachend vielleicht nicht mit beiden Augen und allen übrigen Sinnen zugleich unterscheiden konnte. Man läßt es z. B. ein beschriebenes oder gedrucktes Blatt Papier berühren: und es sagt, mit geschlossenen Augen, ob die Schrift deutsch, lateinisch oder hebräisch sei.

Für die Gegenwart besonders interessant wird unser Gewährsmann da, wo er von politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen spricht. Besonders fallen ihm der große Wohlstand und die außerordentlich dichte Bevölkerung in Stadt und Land ins Auge. Und das befremdet ihn einigermaßen; denn, wie er es begründet, «das französische Szepter gehört doch bekanntlich zu den leichtesten eben nicht (ancien régime!), und eine Herde, welche unter eiserner Rute geweidet wird, pflegt doch ordentlicher Weise nicht sehr zu gedeihen und nicht sehr anzuwachsen: Woher denn hier das Gegenteil?» Die gleich zu erwähnende Antwort Campes selber trifft auch hier das Richtige: Elsaß war 1785 wirtschaftlich gar nicht französisch, sondern deutsch. Die Zollgrenze war nicht am Rhein, sondern an den Vogesen. Ein überaus bezeichnendes Beweisstück dafür teilt Campe selber mit: «Es erschien während seines Hierseins die Verordnung, daß keine Indienne (Kattun) aus der Schweiz und aus Deutschland nach Frankreich eingeführt werden sollte; und ungeachtet Colmar weder in der Schweiz noch in Deutschland liegt, so wurde doch die hiesige Indiennefabrik diesem Verbote ausdrücklich mit eingeschlossen. Denn, sagte man, wollen die Elsässer den übrigen königlichen Untertanen gleich geachtet und nicht für Ausländer gehalten werden: so müssen sie erst auf diejenigen Vorrechte und Freiheiten Verzicht tun, welche sie sich vor andern königlichen Untertanen ausbedungen haben. So weiß man heutiges Tages die Leute nach und nach dahinzubringen, daß sie selbst wünschen müssen, des kleinen Ueberrestes von Freiheit, der ihnen etwa noch zugestanden war, entlediget zu werden.» Gerade in der Zeit, in der wir hier stehen, beginnt der angedeutete Umschwung, und 1790 findet auch die wirtschaftliche Einverleibung des Elsasses in Frankreich statt. So ist es besonders interessant, was der zeitgenössische Beobachter mitten aus der Entwicklung heraus schreibt: «Die Antwort auf diese (oben mitgeteilte) Frage, (weshalb das Elsaß trotz aller Hemmnisse dennoch blühe), scheint folgende zu sein: Daher, weil diesem von der Natur außerordentlich

gesegneten Lande damals, da es an Frankreich abgetreten ward, manches schätzbare Vorrecht und ein Grad von Freiheit ausbedungen wurde, dessen keine andere französische Provinz sich zu erfreuen hat. Diese Freiheiten und Vorrechte wurden ihm auch bisher, solange die Fürsten und Staaten noch einigen Respekt für heilige Verträge und Friedensschlüsse hatten, ziemlich unverletzt gelassen. Aber nunmehr hat die französische Regierung angefangen, die schlaffen Zügel ihrer Herrschaft über diese neuerworbenen Länder etwas kürzer zu schnallen und etwas stärker anzuziehen. Und da wird denn allmählich eine freie Bewegung nach der andern unmerklich gehindert; bis es endlich auch hier in Vergleichung mit den ältern französischen Provinzen heißen wird: Der Herr hat uns alle gleich gemacht. Und da wird es sich denn auch mit dem übermäßigen Wohlstand und der großen Bevölkerung wohl von selbst geben.» Die zweite Prophezeiung ist in vollem Umfange glücklicherweise nicht eingetroffen; um so richtiger war dagegen die erste vorausgesehen.

Wie in wirtschaftlicher, so bildete das Elsaß damals auch noch in religiöser Beziehung eine Ausnahme in der französischen Monarchie. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes galt für das Elsaß, obwohl es schon etwas vor dem entsprechenden Erlaß an Frankreich gekommen war, dennoch nicht. Infolgedessen genossen die Protestanten hier auch in geistlichen Dingen bis damals noch einige Freiheiten, die man selbst in ganz protestantischen Ländern vergebens suchte. Als ganz besonders wichtig, — auch das entbehrt wieder nicht eines pikanten aktuellen Interesses, — betont Campe: «Sie (die elsässischen Protestanten) wissen nichts von symbolischen Büchern, das ist von Vorschriften, wie man glauben und lehren soll; sondern jeder hat das Recht, seiner eigenen gewissenhaften Einsicht zu folgen. Ein goldenes Vorrecht! Ehe ich dasselbe kannte, war es mir unerklärlich, warum hier nicht sowohl die Katholiken, als vielmehr gerade die Protestanten sich unter der katholischen französischen Regierung so außerordentlich vermehrt haben, da doch sonst überall, wo Katholiken und Protestanten unter einer katholischen gesetzgebenden Macht zugleich stehen, die letzteren nach und nach vermindert und verdrängt zu werden pflegen. Jetzt war mir diese seltene Erscheinung vollkommen begreiflich.»

Wenn auch die damalige Toleranz wenigstens für moderne Begriffe nicht so ganz unbestritten war, wie es nach Campes Darstellung den Anschein erweckt, so war es für diesen doch ausgemacht, daß gerade dem Fehlen «symbolischer Bücher», d. h. eines religiösen Lehr- und Gewissenszwanges das Wachs-

10



tum von Industrie und Wohlstand in der Hauptsache zuzuschreiben wäre. Und von letzteren weiß der doch auch schon anderwärts herumgekommene Schriftsteller immer wieder Wunder zu erzählen. Besonders der Weg durch das elsässische Flachland hat es ihm angetan: «Eine herrliche Fahrt! Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Diehlen belegt; ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Kultur und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! An den Seiten und am Fuße der Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe beieinander, daß sie beinahe ein einziger, langer, zusammenhängender Ort zu sein scheinen. Um sich von der erstaunlichen Volksmenge im Oberelsaß einen Begriff zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Colmar Leute aus 400 (?) Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerhalb eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr vier Meilen beträgt: welche unglaublich große Bevölkerung!»

Endlich noch das auch damals schon bedeutsame Sprach- und Kulturproblem im engeren Sinne, das Campe besonders an Straßburger Verhältnissen studiert hat. «Da Straßburg ein Grenzort ist,» schreibt er, «welcher aus einer deutschen Reichsstadt eine französische Königsstadt ward, so treffen die deutschen und französischen Sitten hier am meisten zusammen und schmelzen gleichsam ineinander, so, daß man hier weder jene noch diese mit dem, was ihnen eigentümlich ist, sondern ein Gemisch von beiden sieht, worin die deutsche Gradheit durch französische Geschmeidigkeit und die französische Flatterhaftigkeit durch deutschen Ernst gemäßiget wird. Diese Vermischung scheint keine unebene Wirkung besonders bei solchen zu tun, deren gesunder Verstand das Gute wie das Fehlerhafte in dem Charakter beider Nationen bemerkte und jenes anzunehmen, dieses zu vermeiden suchte. Auch die beiden Sprachen, die deutsche und die französische, gehen hier so schwesterlich gepaart im Schwange, daß es schwer fällt zu bestimmen, welches von ihnen die herrschende sei. Selten sieht man eine Dienstmagd oder einen Hausknecht, welche nicht beide mit gleicher Fertigkeit reden.»

Entweder waren damals die Leute klüger als heute, — denn die seit 1735 in den Straßburger Schulen eingeführten 2 (zwei) Stunden Französisch pro Woche können jenen phänomenalen Erfolg nicht allein herbeigeführt haben, — oder der Norddeutsche Campe hat sich mehr durch die Geschwindigkeit als die Richtigkeit der französischen Konversation verblüffen lassen. Wie



dem auch sei, mag er hier und vielleicht auch in einigen andern Punkten übers Ziel hinausgeschossen haben, seine Ausführungen zeigen uns doch, daß es auch in Alsaticis kaum viel Neues unter der Sonne gibt. Die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts weisen mit der Gegenwart in mehr als einer Hinsicht Parallelen auf. Und eine Lehre vor allen Dingen können wir aus der Vergangenheit, wie sie sich uns soeben dargestellt, für die Gegenwart entnehmen: Wenn damals nach reichlich 100 Jahren französischer Herrschaft das Elsaß noch immer in fast jeder Hinsicht deutsch war, dann soll man heute in Altdeutschland nicht ungeduldig und in Altfrankreich nicht irre werden, wenn es nach einer so kurzen Spanne von vier Dezennien noch nicht kaiserlicher als der Kaiser ist. Die kulturelle Umwälzung von 1789 wird, wenn vielleicht auch weniger stürmisch und gewaltsam, in umgekehrter Richtung auch diesmal nicht ausbleiben.

---

X.

# Sitzungsberichte.

### 1. Vorstandssitzung.

Sonntag, den 10. November 1912, vormittags 10 Uhr im Zeitschriftenlesesaal der Universitäts- und Landesbibliothek.

Anwesend die Herren Beemelmans, Ehretsmann, Kaiser, Kassel, Lienhart, Luthmer, Schmitt, Stehle, Walter, Wolfram. — Entschuldigt die Herren Huber, Lempfrid, Mentz, Wiegand.

Um 10 Uhr 25 eröffnet der Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungs- und Oberschulrat Dr. Luthmer, die Sitzung und erteilt dem Schriftführer das Wort zur Erstattung des Kassenberichts an Stelle des abwesenden Schatzmeisters. Danach belaufen sich die Einnahmen des Geschäftsjahres 1911/12 auf 4002,20 M, denen eine Gesamtausgabe von 3695,43 M gegenübersteht, wovon der Rücklage für die Volksliedersammlung wiederum 200 M zuzuweisen sind, so daß als Bestand dann 106,77 M übrig bleiben.

Von einem Mitgliede wurde darauf hingewiesen, daß laut früherem Beschluß 3200 Abzüge des Jahrbuchs gedruckt werden, so daß nach Ablieferung sämtlicher Mitglieder- und Geschenksexemplare sowie nach Verkauf von rechnerisch gebuchten 4 Stück durch die Firma Heitz & Mündel bei letzterer noch ein großer Posten unverkaufter Exemplare lagern muß. Es wird beschlossen, von der Druckerei bis zur Märzsitzung 1913 eine Uebersicht über den noch vorhandenen Bestand einzufordern.

Der Vorsitzende berichtet sodann über die für das nächste Jahrbuch bereits eingegangenen Arbeiten und setzt schätzungsweise den dafür nötigen Umfang fest. Der Verfasser der Arbeit über die Gründung der École Normale primaire du Haut-Rhin, Herr Kieffer zu Colmar, soll um die Angabe ersucht werden, wie umfangreich seine Abhandlung werden wird, und



Herr Archivrat Frankhauser in Karlsruhe soll das Manuskript seiner Arbeit bis Mitte Februar 1913 an den Vorsitzenden einsenden.

Zum Kostenpunkte für das nächste Jahrbuch bemerkt der Vorsitzende, daß die Ausgaben aus den eigenen Mitteln des Vereins bestritten werden können, wenn der beschlossene Umfang von 15 Bogen nicht überschritten wird. In diesem Falle wäre eine Beihilfe zum Druck aus dem Unterstützungsfonds des Herrn Statthalters nicht unumgänglich nötig.

Herr Dr. Kassel erstattet sodann eingehenden Bericht über die Tätigkeit der Volksliederkommission während des abgelaufenen Geschäftsjahres. Die Sammelarbeit wurde eifrig weiter betrieben, die handschriftlichen Textsammlungen, von denen bis jetzt 160 bearbeitet sind, wurden sorgfältig verglichen, die Varianten bewertet und das gesichtete Material in Hefte eingetragen. Ausgeschöpft sind die 15 Gemeinden Altkirch, Mülhausen, Baldenheim, Limersheim, Dunzenheim, Schwindratzheim, Wilshausen, Alteckendorf, Dossenheim, Puberg, Bischweiler, Hunspach, Oberseebach, Lampertsloch, Dürrenbach. Ferner liegen Hefte mit mehr oder weniger reichem Inhalt — auch einigen Melodien — aus über 40, einzelne Lieder aus 25 Gemeinden vor, und aussichtsvolle Beziehungen bestehen zu 20 Ortschaften. In etwa zwei bis drei Jahren hofft die Kommission die Sammlungen abzuschließen Herr Dr. Kassel empfiehlt eine nochmalige Veröffentlichung des früheren Aufrufs und bittet um die weitere ermutigende Unterstützung der Schulverwaltung bei den Lehrern, denen die Sammlung schon so Vieles und so Hervorragendes verdankt. Zum Schluß berichtet er über die bisherigen Ausgaben, die aus dem vom Kaiserl. Herrn Statthalter bewilligten Fonds von 300 M in der Höhe von 113,23 M bestritten worden sind.

Der Vorsitzende dankt Herrn Dr. Kassel für den eingehenden Bericht und verspricht — wie auch Herr Geheimrat Dr. Stehle — soweit als möglich die Mithilfe der Schulverwaltung. Herr Chr. Schmitt lenkt die Aufmerksamkeit der Kommission auf das Friederikenalbum.

Von Herrn Geheimrat Dr. Wolfram wird auf das demnächstige Eingehen der Zeitschrift «Die Vogesen» hingewiesen und ein Beschluß des hist.-lit. Zweigvereins befürwortet, beim Vorstande des Vogesenklubs den Antrag zu stellen, er möchte Mittel und Wege finden, die Zeitschrift zu erhalten. Sie wäre dann etwa nach dem Vorbilde des Korrespondenzblattes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu erweitern; Heimatkunde und Denkmalpflege usw. müßten noch zu dem bisherigen Inhalt hinzukommen. In dieser Ausgestal-



tung wäre die Zeitschrift dann ein Bindemittel zwischen dem hist.-lit. Zweigverein und dem gesamten Vogesenklub.

Nach den nun folgenden Darlegungen des Vorsitzenden ist die Frage der erwähnten Zeitschrift auch bereits im Schoße des Vogesenklubs erwogen worden. So wünschenswert die Erhaltung derselben auch sei, könne doch an eine finanzielle Unterstützung des Unternehmens vorerst noch nicht gedacht werden; eine solche könnte vielleicht nach der Veranstaltung einer noch von Preußen und Hessen zu genehmigenden Lotterie des Vogesenklubs ins Auge gefaßt werden. Es wäre aber nicht unmöglich, beim Ministerium zu dem gedachten Zwecke Mittel aus dem Fonds der Gesellschaft für Heimatpflege zu erhalten.

Den weiteren Vorschlag von Geheimrat Wolfram, der Zentralausschuß des Vogesenklubs möge die einzelnen Sektionen für die Haltung der Zeitschrift interessieren und gewinnen, hält der Vorsitzende nicht für praktisch; wirksame Unterstützung könne nur durch eine jährliche Geldrücklage beim Zentralausschuß erzielt werden, und er stellte schließlich den Antrag: «Der Vorstand des hist.-lit. Zweigvereins möge beim Zentralausschuß dahin wirken, daß in einer ihm geeignet erscheinenden Weise dem Verlag der «Vogesen» eine Gewähr gegeben werde, um den Fortbestand des Blattes zu ermöglichen.» Dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

An die Vorstandssitzung schloß sich unmittelbar die

### Allgemeine Sitzung,

in welcher der Vorsitzende zunächst mitteilte, daß z. Z. 2558 Mitglieder ihren Jahresbeitrag für 1912 entrichtet hätten, und den Jahreseinnahmen von 4002,20 M eine Gesamtsumme von 3695,43 M an Ausgaben gegenüberstände. Dazu komme noch die beschlossene Rücklage von 200 M für das Volksliederunternehmen, so daß als wirklicher Kassenbestand am Schluß des Geschäftsjahres 106,77 M übrig bleiben. Die Rechnung war vor Beginn der Sitzung von den Mitgliedern Cußler und Schweikhardt geprüft und richtig befunden worden: dem abwesenden Schatzmeister wurde Entlastung erteilt und der Dank der Versammlung für seine umsichtige und gewissenhafte Kassenverwaltung ausgesprochen.

Unter Hinweis auf den vorjährigen Beschluß über den 15 Bogen-Umfang des Jahrbuchs teilt der Vorsitzende mit, daß der Verein in diesem Falle die Kosten des nächsten Bandes selber bestreiten kann, und empfiehlt, von einer Eingabe an den Herrn Statthalter betr. Unterstützung zu den Druckkosten abzusehen. Die Hauptversammlung ist damit einverstanden.



Nachdem Herr Dr. Kassel sich über den augenblicklichen Stand des Volksliederunternehmens geäußert und der Vorsitzende ihm den Dank der Versammlung und Worte der Aufmunterung für die weiteren Arbeiten gespendet hatte, schritt man zur Neuwahl des Vorstandes: auf Vorschlag des Mitgliedes Herrn Prof. Dr. Marckwald wird der alte Vorstand durch Zuruf wieder gewählt.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles hielt Herr Landgerichtsrat Beemelmans aus Zabern den angekündigten Vortrag über «Die habsburgische Münze in Ensisheim.»

Schluß der Sitzung $12^{15}$ Uhr.

## 2. Vorstandssitzung

Mittwoch, den 12. März 1913, nachmittags 3 Uhr im Zeitschriftenlesesaal der Universitäts- und Landesbibliothek.

Anwesend die Herren Beemelmans, v. Borries, Forrer, Huber, Kassel, Lienhart, Luthmer, Mentz, Schmitt, Stehle, Winckelmann. — Entschuldigt die Herren Ehretsmann, Harbordt, Kaiser, Wiegand, Wolfram.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem Nachruf auf das am 2. Januar 1913 verstorbene, von 1888 bis zu seinem Tode dem Verein angehörige Vorstandsmitglied, Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Euting, sowie auf das gleichfalls verstorbene frühere Vorstandsmitglied, Herrn Kreisschulinspektor Menges, von dessen tätiger Mitarbeit zahlreiche Beiträge in unserem Jahrbuch Zeugnis ablegten, und endlich auf den in Langenburg entschlafenen hohen Freund und Gönner unseres Vereins, den ehemaligen Statthalter von Elsaß-Lothringen Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, der während seiner hiesigen Wirksamkeit und auch noch nach seinem Weggang von hier stets das lebhafteste Interesse für unsre Bestrebungen gezeigt hatte. Zu ihrem Gedenken erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Darauf wird das Protokoll der letzten Sitzung verlesen und genehmigt. Im Anschluß daran teilt der Vorsitzende mit, daß er entsprechend dem in derselben geäußerten Wunsche des Vorstandes sich bezüglich der Restbestände des Jahrbuches an die Firma Heitz und Mündel gewendet und den Bescheid erhalten habe, daß von den Jahrgängen 1886 bis 1912 zusammen noch 1143 Exemplare auf Lager wären, und zwar



| | | | |
|---|---|---|---|
| von 1886 | noch | 30 | Stück |
| 1890 | | 25 | |
| 1891 | | 5 | |
| 1892 | | 26 | |
| 1894 | | 10 | |
| 1896 | | 16 | |
| 1898 | | 11 | |
| 1901 | | 21 | |
| 1902 | | 18 | |
| 1903 | | 3 | |
| 1904 | | 27 | |
| 1906 | | 25 | |
| 1908 | | 167 | |
| 1909 | | 45 | |
| 1910 | | 214 | |
| 1911 | | 188 | |
| 1912. | | 312. | |

Nach einer eingehenden Erörterung über die zweckmäßigste Behandlung dieser Restexemplare beschließt der Vorstand, die Druckfirma zu ersuchen, dem Verein alljährlich zum 1. November eine Aufstellung über die Zahl der an die Sektionen abgesandten Exemplare, die Zahl der Tauschexemplare und die der überhaupt noch vorhandenen einzureichen, damit eine Uebersicht über das Vereinsvermögen möglich ist.

Der Vorsitzende legt sodann die bereits eingegangenen Beiträge zum Jahrbuch vor und setzt den dafür notwendigen Umfang desselben fest.

Die Anfrage eines Mitgliedes, ob die in unserem Jahrbuche veröffentlichten Beiträge ohne weiteres nachgedruckt werden dürfen, wird von dem Vorstande einstimmig dahin beantwortet, daß Gedichte erst nach einem Jahre, Abhandlungen erst nach vier Jahren abgedruckt werden dürfen.

Zum Schluß berichtet Herr Dr. Kassel kurz über den augenblicklichen Stand des Volksliederunternehmens. Es sind noch etwa 20 Liederhefte zu verarbeiten; bis zur Novembersitzung werden ungefähr 2000 Nummern und 1000 Melodien fertig vorliegen und in zwei Jahren, wenn alle Hefte und Sammlungen — auch das Mündel'sche Material — ausgeschöpft sind, kann an den Druck gegangen werden. Es schloß sich ein kurzer Hinweis auf den Kassenstand an.

Schluß der Sitzung 4¼ Uhr.

Der Vorstand besteht z. Z. aus folgenden Herren:

1. Geheimer Regierungs- und Oberschulrat Dr. Luthmer, Vorsitzender,
2. Oberrealschuldirektor Dr. Lienhart, Schriftführer,
3. Kaiserlicher Notar Dr. Huber, Schatzmeister,
4. Landgerichtsrat Beemelmans, Zabern,
5. Oberlehrer Prof. Dr. v. Borries,
6. Mittelschullehrer Ehretsmann, Mülhausen,
7. Archäologe Dr. Forrer,
8. Oberlehrer Prof. Dr. Harbordt,
9. Archivdirektor Prof. Dr. Kaiser,
10. Kantonalarzt Dr. Kassel, Hochfelden,
11. Gymnasialdirektor Prof. Lempfrid, Hagenau,
12. Archivdirektor Dr. Mentz, Colmar,
13. Gymnasialdirektor Dr. Reusch, Saarburg,
14. Regierungssekretär Christian Schmitt,
15. Geheimer Regierungs- und Schulrat Dr. Stehle,
16. Lehrer Theobald Walter, Rufach,
17. Geheimer Archivrat Prof. Dr. Wiegand,
18. Archivdirektor Dr. Winckelmann,
19. Geheimer Regierungsrat Dr. Wolfram, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek.

---








